

Bote von St. Afra

Mitteilungsblätter der Fürsten- und Landeschule St. Afra



Herausgegeben im Namen des Lehrerkollegiums von Rektor Kastner

15. Jahrgang

Weihnachten 1937

Nummer 3

Inhalt: Chronik. Rede zum 100. Geburtstag Peters. Bibliographie der Schriften Peters. Drei Szenen aus der Schulgeschichte. Einige Urteile über humanistische Bildung und über St. Afra. Ein Besuch Goethes in Meissen. Buchbesprechung: W. Diltthey, Von deutscher Dichtung und Musik. Ein Sonntag in den „Adirondacks“. Luftschuchalarm auf St. Afra. Blätter der HJ. Schwarzes Brett. Familiennachrichten. Geschäftliche Mitteilungen.

Ja, wir sind Wiederhall ewigen Halls.

Was man das Nichts nennt, ist Wurzel des Alle.

Aber das wollen wir mutig vergessen,

Wollen die Kreise des Da-Seins durchmessen!

Was hier nicht gebunden wird, ist nirgends gebaut.

Wie weit eine Liebe sich spannt

In die Zeit, in die Tat, in das Glück ihrer Erde,

So tief wird sie zeugen im ewigen Werde.

Carossa.

Chronik.

Am Abend des 17. Oktober trafen die Alumnen aus den Ferien, die unter der Ungunst herbstlichen Regenwetters gelitten hatten, wieder in der Schule ein. Die Bewohner der Stuben 1 bis 6 fanden ihre Arbeitsräume, die bereits in den Sommerferien hellen Anstrich erhalten hatten, künstlerisch ausgestattet vor. Wir haben jedem Arbeitszimmer einen bestimmten einheitlichen Charakter gegeben. Zum Ausdruck kommt er durch wertvolle Bilder, die unser Zeichenlehrer *Walcha* entworfen und in mühevoller Arbeit auf die Wand gemalt hat, sodann durch einen Spruch und schließlich durch entsprechende gute Drucke und Photos. So ist Stube 1 dem Gedenken des Krieges gewidmet, Stube 2 der deutschen Wehrhaftigkeit, Stube 3 der deutschen Vorgeschichte, Stube 4 kündigt vom Aufbauwerk des Führers, Stube 5 von deutscher Baukunst und Stube 6 von der Schönheit unseres Sachsenlandes. Im nächsten Jahre hoffen wir, die Stuben 7—10 auszumücken zu können. Auch die bisher kahlen Treppenaufgänge haben Wandschmuck erhalten, der im Sinne der Erziehungsarbeit des Heimatwerkes Sachsen gehalten ist. An einer Wand im Speisesaal ist eine wundervolle Bronzebüste des Altafraners *Hahnemann* angebracht, die der Zentralverein homöopathischer Ärzte — Vorsitzender ist Herr Dr. *Rabe* in Berlin W 50, Tauenzienstraße 7 — auf Anregung unseres Altafraners Dr. *Seyrich*, Leipzig, der Schule gestiftet hat. Auch an dieser Stelle sei beiden Herren herzlich gedankt. Dank gebührt ferner unserer Afrahilfe, deren Mittel es uns ermöglichen, für reichen künstlerischen Schmuck in Stuben und auf den Gängen zu sorgen.

Am 18. Oktober eröffneten wir die Arbeit des Winterhalbjahres mit der Flaggenhissung. Drei neue Schüler traten in unsere Gemeinschaft ein, zwei nach O III, einer nach U III. Sie haben sich zufriedenstellend eingelebt. Am 19. Oktober besuchte unter Führung unseres Reichsstathalters der Herzog von *Windsor* und Frau *Meißen*. Während einer Mittagspause auf dem Burgkeller hatten die Schüler Gelegenheit, den Mann zu sehen, dessen Rücktritt vom englischen Königsstern vor wenigen Monaten auch die Gemüter der Jugend bewegt hat. Am Spätnachmittag dieses Tages führte der Vortrag eines Siebenbürger Deutschen unsere Jugend im Geiste in seine Heimat. Am 30. Oktober vereinigte Tanz und Spiel die Schulgemeinde mit Freunden der Schule im Festsaal. *Rebs* U I hatte eine kurze dramatische Szene geschrieben, die verdienten Beifall fand. In der letzten Oktoberwoche setzten die langerwarteten Bauarbeiten im Kleinen Zwingler ein. Sie konnten inzwischen dank der im allgemeinen günstigen Witterung rasch fortgeführt werden. Ihr Abschluß, insbesondere die gärtnerische Neugestaltung soll im Frühjahr durchgeführt werden. Unsere tägliche Flaggenhissung wurde während der Bauzeit in den Schulhof

verlegt. Einen starken Eindruck hinterließ der erzieherisch wertvolle Film „Verräter“, den die gesamte Schülerschaft am 3. November sah. Am 4. November konnte bei gutem Wetter eine Halbtagswanderung gemäß unserem Wanderplan durchgeführt werden. Dem ernststen Bedenken des 9. November gab die nationalpolitische Morgenfeier besinnlichen Ausdruck, die Dr. *Reinfein* gemeinsam mit der HJ. durchführte. Den Nachmittag des 16. November verschönte Herr Dr. *Gebauer*, Mitarbeiter am Pergamon-Museum Berlin, durch einen kunstgeschichtlich äußerst wertvollen Lichtbildervortrag über die Ausgrabungen in Olympia. Am 19. November erhielt der Rektor einen sehr erfreulichen Brief. Ein Altafraner, der ungenannt sein will, stiftete 1200.— RM., deren Zinsen alljährlich einem tüchtigen Sekundaner zugute kommen sollen. Die Stiftung erfolgte aus Dankbarkeit für das, was St. Afra dem Spender auf seinem Lebensweg mitgegeben hat. Die Schule dankt herzlich für dieses schöne Zeichen der pietas Afrana. Zu gleicher Zeit ungefähr traf die Spende unseres Altafraners, Präsident Dr. *Röhler*, Leipzig, ein, die seit vielen Jahren regelmäßig am Fastnachtsdienstag stiftungsgemäß in Pfannkuchen umgesetzt wird. Auch ihm dankt die Schule aufs herzlichste. Wie gern hätte ich nun noch erwähnt, daß weitere Spenden die alte Tradition der Festeßen rund um den Martinstag zu neuem Leben erweckt haben! Indes ich will nicht unbescheiden sein. — Am Vorabend des Totensonntags gedachten wir in gewohnter Weise im Ecce der im Laufe des vergangenen Jahres verstorbenen ehemaligen Afraner. Neben den 16 Altafranern würdigte der Redner, Dr. *Lorenz*, besonders auch das Ehrenmitglied des Vereins ehemaliger Fürstenschüler, Generalmajor *Schmidt*, der 13 Jahre lang Vorsitzender des Landesverbandes der Vereinigungen ehemaliger Schüler Sächsischer Gymnasien gewesen ist, sowie den Vorsitzenden des Vereins ehemaliger Fürstenschüler, Rechtsanwalt *Paul Brückner*. St. Afra wird beiden treuen Männern eine dankbare Erinnerung bewahren.

Die Adventszeit leiteten wir mit der Elternversammlung ein. Für den 26. und 27. November hatten wir die Eltern zum Besuch des Unterrichts eingeladen. Leider war der Zustrom hierzu nicht recht lebhaft, stärker setzte er am Nachmittag des 27. ein. Studienrat *Hel m* hatte in gewohnter Weise eine mustergültige Musikaufführung vorbereitet, deren Erlös in Höhe von 120.— RM. dem Winterhilfswerk zugeführt werden konnte. Konrektor Dr. *Reinfein*, Unterprimaner *Däßler* und Obertertianer *Gnam* hatten eigene Kompositionen beigezeichnet. Besonderen Beifall fand auch Unterprimaner *Rebs*, der Däßlers Liedkompositionen vortrug. Unter Adventskränzen tanzte später die Jugend, die im Laufe des Abends vom Nikolaus besucht wurde. Die Verlosung eines von Zeichenlehrer *Walcha* gestifteten Bildes erhöhte die Spende zum *W.H.W.* um 60.— RM. Am Vormittag des 1. Advents fand sich die Schulgemeinde im Festsaal zusammen. Der Rektor erstattete Bericht über die Arbeit, Aufgabe und Pläne der Schule, Dr. *Hansen* sprach über das Heimatwerk Sachsen in der Arbeit der Schule, das Orchester musizierte und der Chor sang die neuen Tisch-Kanons, Kompositionen unserer Musiker Studienrat *Hel m* und Dr. *Reinfein*. Im 2. Teile der Veranstaltung berichteten die Schülerväter Herr Dr. *Schade* und Herr *Fischer*

über das Rechnungswerk des Gemeinen Kassens. Dem Kassensführer, Dr. Hansen, wurde mit Dank für seine Arbeit Entlastung erteilt. Fragen und Wünsche der Eltern wurden besprochen. Neben der offiziellen Tagung war reichlich Gelegenheit zur unmittelbaren Aussprache zwischen Eltern und Lehrern gegeben. Viele Eltern besuchten noch unsere Zeichen- und HJ.-Ausstellungen. Die Schule ist dankbar, daß eine so stattliche Zahl von Eltern in diesem Jahre ihrer Einladung gefolgt ist.

Am Sonnabend, den 6. Dezember, hatte die Schule wiederum Besuch. Diesmal waren es die Luftschutzfachbearbeiter des NSLB. Sachsen, ferner die maßgebenden Führer des Sächsischen RLZ. und die Meißner Polizeibehörde. Die Schule war auserselbst worden, eine mustergültige Luftschutzübung vorzuführen. Sie fand den verdienten Beifall, der insbesondere dem rührigen Betriebsluftschutzleiter, Dr. Hieße, seinem Mitarbeiterstab und seinen aktiven Luftschutztrupps zu gelten hat. Es war mühevoller Kleinarbeit notwendig gewesen, bis alles so weit war, daß es in Ehren vor den kritischen Augen des RLZ. bestehen konnte. — Die nationalpolitische Morgenfeier am 8. Dezember war dem greisen Feldmarschall des großen Krieges, Mackensen, gewidmet. Am 13. Dezember sprach ein Major der Luftwaffe über den Beruf des Luftwaffenoffiziers, am nächsten Abend der Reitlehrer Hart über, was ein deutscher Junge vom Reitsport wissen muß. Aus dem sportlichen Leben der Schule seien am Schluß des Berichtes einige Wettkämpfe innerhalb der höheren Schulen des Meißner Kreises erwähnt, bei denen unsere Mannschaften günstig abschritten. Der Gesundheitszustand war im Berichtsabschnitt zufriedenstellend. Besonders zahlreich waren die Abkommandierungen zu Lehrgängen. Fast sämtliche Lehrer für Latein wurden je eine Woche nach der Schulungsstätte Rankenheim in der Mark beurlaubt, zwei Lehrer zum Rednerlehrgang in Hammerleubsdorf, einer zur Schulung für das Volkshilfswerk Sachsen nach dem Schulungslager Ruppertsdorf in der Lausitz. Alle kamen mit reichen Anregungen und Gewinn für ihre Arbeit zurück. — Die Gemeinschaftsarbeit am Schullehrgarten wurde, soweit es die Witterung gestattete, fortgeführt. Auch für diese Arbeit wird erst das Frühjahr den endgültigen Abschluß bringen. Zwei Studiertage wurden abgehalten; der am 23. November war den alten Sprachen, der am 9. Dezember dem Deutschunterricht gewidmet.

Wenige Tage trennen uns noch vom Beginn der Weihnachtsferien, die nach den anstrengenden Arbeitswochen Tage schönsten Wintersports bringen möchten. Sollte uns der Wettergott aber nicht geneigt sein, dann hoffen wir, im Februar unsere Jungen einige Tage, wie alljährlich, zum Wintersport ins Erzgebirge schicken zu können. Wenn nun der Bote in die Hände seiner Bezieger kommt, ist das Weihnachtsfest schon vorüber. — Der Chronist schließt deshalb seinen Bericht mit den besten Wünschen für ein gutes neues Jahr 1938.

17. Dezember 1937.

Kastner.

Rede zu Hermann Peters 100. Geburtstage

gehalten in dem Festsaal von St. Afra am 11. 9. 1937
von Konrektor a. D. Lic. theol. Johannes Höhne, Nr. 83.

Hochgeehrte Anwesende, was mich bewogen hat, ein Wort des Gedankens zu dem 100. Geburtstage unseres Altrektors, um nicht zu jagen unseres Altrektors Hermann Peter zu sprechen, ist dreierlei: einmal die Dankbarkeit für das von ihm persönlich erfahrene Wohlwollen, sodann die Erfahrung, daß dieser Mann uns Schülern durch seine festgefügte Persönlichkeit und durch die geistige Zucht, in die er uns genommen hat, für unser ganzes Leben etwas Wertvolles mitgegeben hat, endlich die Überzeugung, daß sein Rektorat in der Geschichte unserer Fürstenschule St. Afra einen Höhepunkt bedeutet. Freilich ganz geheuer ist mir bei diesem Unterfangen nicht zumute, denn unser Rektor Peter war ein gestrenger Herr. Und ich kann nicht anders, ich muß mich 50 Jahre zurücksehen in die Oberprima zwei Stockwerke tiefer neben meinen Bankgenossen Otto Voh, und wenn nun einer in der lateinischen Disputation, wo ein bis zwei Stunden eben nur Lateinisch gesprochen wurde, sich aus der Klemme helfen wollte mit einigen billigen Redensarten, wie prasselte da, einem Hagelschauer gleich, Peters vernichtendes Urteil auf den Unglücklichen hernieder: Verba, verba! ¹ Also eine bloße Plauderei darf ich Ihnen heute nicht bieten. Aber ich bin nun auch nicht imstande, im hohen Stile des orator zu reden, den Hermann Peter meisterhaft handhabte namentlich bei festlichen Gelegenheiten, immer hochgelehrt und wissenschaftlich probekaltig, aber so gründlich auch bei feierlichsten Anlässen, daß es wohl vorgekommen ist, daß unseres Landesvaters hochbetagte Majestät etwas zu tief in den Armsessel sich eingrub, obwohl doch alles bis zum Schluß inhaltreich und hörensenswert war. Zwischen dem hohen und dem leichten Stil, dem genus sublime und dem genus tenue mitten inne mich haltend, will ich nun mit Ihrer freundlichen Erlaubnis Ihnen einiges sagen, was der Person und dem Lebenswerke Hermann Peters angemessen ist.

Vorerst ein Abriss seines Lebensganges: Am 7. September 1837 ist er in Meiningen als Sohn des damaligen Gymnasialrektors Carl Peter geboren. Seine Mutter war die älteste Tochter des berühmten Orientalisten Gesenius in Halle. Der Vater genoss als Schulmann und Historiker hohes Ansehen und wurde Leiter des gesamten Schulwesens im damaligen Herzogtum Sachsen-Meiningen bis 1852, um dann in Anklam und später in Stettin als Gymnasialrektor zu wirken. Seit 1856 war er Rektor der berühmtesten Schule in Preußen, der Schulpforte, die dem Vaterlande so manchen hervorragenden Sohn herangebildet hat. Hermann Peter ist im Elternhause mit vielen Geschwistern aufgewachsen — bei dem häufigen Ortswechsel der Eltern hat er es in der Schule nicht gerade leicht gehabt, er gehörte aber zu den Naturen, für die Schwierigkeiten dazu da sind, um überwunden zu werden, wie ja auch einer unserer afranischen Türsprüche lautet: Tu ne cede malis, sed contra audentior ito. Seine Reifeprüfung bestand er in Stettin; seine Absicht war, Ingenieur zu werden — für die Philologie ist

¹ Worte, nichts als Worte!

er durch einige Vertretungsstunden über den römischen Dichter Ennius gewonnen worden, die ein junger Lehrer namens Ilberg gab, der spätere Rektor von St. Afra 1871—74, derselbe, dessen Nachfolger Peter einmal werden sollte und dessen Enkel jetzt Afraner ist. Peter hat an seiner thüringischen Heimat zeitlich gehangen und sie immer wieder gerne aufgesucht — uns Schülern ist er aber immer vielmehr als Preuße erschienen, nicht nur der Sprache nach, auch wesensmäßig. Das hing mit seinem ganzen späteren Lebensgang zusammen, der ihn hauptsächlich nach Preußen geführt hat; er studierte zwei Semester in Bonn und war dort eifriges Mitglied der Burschenschaft Frankonia, mehrfach auch ihr Sprecher, später in Breslau, die letzten Semester wieder in Bonn. Mein Klassenkamerad und Jugendfreund, der Kirchenhistoriker Heinrich Böhmer, nachmals Professor an der Universität in Bonn, zuletzt in Leipzig, pflegte jedesmal, wenn man die herrliche Lage dieser rheinischen Universitätsstadt rühmte, zu sagen: „Sie hat nur einen Nachteil, nämlich die faulsten Studenten in ganz Deutschland“. Das hat auf Hermann Peter sicher nicht zugetroffen, obwohl er schon damals am Rhein viel gewandert ist und ein froher, frischer Bursch gewesen ist — er war daneben ein eifriger Hörer und ein geschätztes Mitglied im philologischen Seminar; hat er doch damals schon begonnen, sich mit den *scriptores historiae Augustae* zu beschäftigen, die er dann 1865 herausgegeben hat. 1860 bis 1866 war er Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Posen; 1863 erhielt er einen halbjährigen Urlaub zu einer Studienreise nach Italien und veröffentlichte als Frucht seiner wissenschaftlichen Bemühungen außer der oben genannten Schrift eine Studie über die Quellen Plutarchs in den Biographien der Römer. 1866 kam er als Oberlehrer an das Gymnasium in Frankfurt an der Oder, verheiratete sich 1867 mit der Tochter seines Posener Kollegen Ritschl, gab dort eine neue Schrift über die *Historia Romanorum reliquiae* heraus und erhielt Michaelis 1871 die Berufung als Professor nach Meissen unter dem Rektorate seines früheren Lehrers Ilberg. Obgleich die älteren Amtsgenossen, vor denen er eingeschoben wurde, ihm freundlich entgegenkamen, war es doch für ihn nicht leicht, den Schülern gegenüber die richtige Art zu treffen, denn er war mit dem Wesen eines Alumnates und der besonderen Lust, die an einer in alter Tradition wurzelnden Schule wehte, nicht vertraut. Er hat sich später gelegentlich selber über diese Anfangsschwierigkeiten des *homo novus* geäußert. Doch erschien ihm schon bald die neue Tätigkeit so fruchtbar, daß er eine Berufung als Professor an die Universität Kiel im Jahre 1872 ausschlug; seine begründete Erwartung, einmal Rektor an St. Afra zu werden, ging schon 1874 in Erfüllung. Maßgebend für seinen Verzicht auf die akademische Laufbahn war wohl auch die Erfahrung, daß ihm für seine wissenschaftlichen Arbeiten auch im neuen Amte Zeit genug bleiben würde, denn wissenschaftlich weiter zu arbeiten, nicht bloß studierend, sondern auch schöpferisch, war ihm Lebensbedürfnis. Er hatte noch als Professor für den Schulgebrauch eine Ausgabe von Ovids *Fasti* mit Kommentar verfaßt; vor allem aber arbeitete er weiter auf dem Gebiete der römischen Geschichtschreibung, hielt sich auch durch zahlreiche Bücherbesprechungen über den Fortgang der Forschung auf dem laufenden.

31 Jahre lang, also länger als irgendeiner seiner 27 Vorgänger, ist Peter nun bis zum Jahre 1905 Rektor von St. Afra gewesen — mit

37 Jahren, also für damalige Zeiten ungewöhnlich jung, zu diesem verantwortungsvollen Amt berufen. Ihn erwartete ein gerütteltes Maß von Arbeit — denn der Neubau der alten Klosterschule, die zwar unendlich viel materiischer, aber auch sehr viel unwohnlicher war als die heutige, stand damals nahe bevor. Es war Peters berechtigter Stolz, daß in den drei Baujahren 1877—79 nicht eine einzige Unterrichtsstunde hat ausfallen müssen, trotz größter räumlicher Schwierigkeiten — so hoch stand ihm die Würde des Unterrichts. Die Schüler hatten sich das freilich etwas anders gedacht, waren aber hinterher selber nicht ohne Stolz. Die Weihefeier des Neubaus, der zwar den berechtigten Ansprüchen an Licht und Luft und reichlicheren Raum entgegenkam, doch auch in seiner anfangs beängstigenden Nüchternheit ein Dokument der Sparsamkeit des damaligen Staates war, gestaltete sich besonders festlich; nahm doch der König Albert, der sieggekürzte Heerführer von 1870 und Schirmherr humanistischer Bildung, mit dem Kultusminister v. Gerber und vielen hohen Beamten an dem Feste teil. So sehr der Rektor bemüht war, den alten Geist strenger Zucht und ernstesten wissenschaftlichen Strebens in die neuen Mauern zu verpflanzen, und so sehr er Zeit seines Lebens die *pietas Afrana* betonte hat — er sah doch auch, daß der Jugend in dem damals neuen, nämlich 9 Jahre alten Reich körperlich und geistig mehr Lebensraum not tue. Er begnügte sich nicht damit, dem altherkömmlichen Schulfeste seinen alten Zauber zu wahren, sondern sorgte dafür, obwohl er ein abgeflagter Feind jeder Bequemlichkeit war, daß die kahlen Schulräume einigen Schmuck erhielten. Der Verein ehemaliger Fürstenschüler hat hierzu alljährlich redlich mitgeholfen. Die Einrichtung der Turnspiele stammt auch von Rektor Peter. Turnspiele, damals etwas ganz Neues, wurden eingeführt, denn der Rektor war ein Verehrer des *mens sana in corpore sano*¹; er ist es gewesen, der mancherlei Widerständen gegenüber es auch bei der Behörde durchgesetzt hat, daß auf dem Schulpachtlande jenseits der Hintermauer der große Schulgarten angelegt wurde, ohne den wir uns heute St. Afra gar nicht mehr denken können — Schlittenbahn und Spielplätze durften dabei nicht fehlen; und wir haben als Schüler nicht gewußt, daß ihm zu verdanken war auch die wohl von Schulpforte übernommene Einrichtung der Turnfahrten, die damals in hohen Ehren standen und an denen der Rektor trotz seiner weißen Haare persönlich gerne teilnahm. Wir dachten, das habe es immer schon gegeben. Ebensovienig wußten wir, daß er es gewesen ist, dem die bei uns besonders beliebte, mit einer strammen Wanderung verbundene Sedanfeier im Tännichtgrund bei Niederwartha zu danken war. Bei aller Wahrung strenger Disziplin hat er schrittweise den Afranern größere Freiheiten gewährt, unzeitgemäße Strafen, wie die Karene und die Karzerstrafe, für die Unterklassen abgeschafft, freilich nicht immer leichten Herzens und nicht immer so zeitig, wie viele es gewünscht haben — denn sein Grundsatz war: das Alte darf erst dann fallen, wenn das Neue sich als besser bewährt hat. Und zum Experimentieren, auch in pädagogischer und unterrichtlicher Hinsicht, war ihm die ihm anvertraute Jugend zu wertvoll. Er war durchaus kein Stürmer und Dränger, *novarum rerum cupidus*,² er ging seines Weges Schritt für Schritt; wozu er sich aber einmal entschlossen hatte, das führte er auch durch.

¹ Gesunder Geist in gesundem Körper. ² Amtsräterslich gekümt.

Damals, im Jahre 1879, hat auch auf Peters Anregung hin der ältere Wahlspruch unserer Schule CHRISTO STVDIIS durch Einfügung des mittleren Wortes PATRIAE seine heutige weithin sichtbare Fassung erhalten. Damit sollte ausdrücklich bekundet werden, daß die Schule der Jetztzeit „die Forderung, auch dem weiteren und engeren Vaterlande zu dienen, klar erkenne und konsequent verfolge“. Peter wollte dies aber nicht als Abwehr, sondern als Rückkehr zu dem Geist ihres Gründers, des Kurfürsten Moriz, verstanden wissen. Und gleich danach prägte er in seiner Festrede den Satz: „Die Begeisterung für das Vaterland quillt nicht aus den Reden über die Verpflichtung und die Großartigkeit des Patriotismus, sondern aus einer von ihr getragenen Darstellung seiner Taten und Geschichte — wie auch natürliche politische Bildung nur auf diesem Boden erwächst“. Hierzu darf ich ergänzend anfügen: Wir haben das Glück gehabt, von unserem unvergeßlichen Geschichtslehrer Theodor Flath, dessen Geburt 1937 sich zum 110. Male jährt, solch fruchtbare Darstellung und damit die Elemente politischer Bildung zu empfangen, freilich unbewußt. Ob das als Mangel oder Vorzug zu werten ist, lasse ich dahingestellt.

Weitere Höhepunkte in der afranischen Wirksamkeit Rektor Peters waren die Aufführungen griechischer Tragödien in der Ursprache. Schon 1879 war am Vorabend der Weihe des neuen Schulgebäudes die *Antigone* des Sophokles in der neuen, damals freilich noch nicht so wie heute geschmückten Aula dargeboten worden. Der Chor *Azi: akhor* — Strahl der Sonne, schönstes Licht — ist für einige Generationen geradezu Afranelied gewesen. 1887 folgte die uns, die wir sie mit erlebt haben, unvergeßliche Aufführung des König Odipus mit der Musik von Belleramini; besonders feierlich wurde das 350. Stiftungsfest der Schule im Jahre 1893 begangen. Die zweimalige Aufführung der Antigone fand wiederum im Festsaal der Schule statt. Dem Festaktus am folgenden Tage wohnte der König Albert mit drei Ministern bei, den Herren v. Seydewitz, v. Meißner und v. Rostk-Wallwitz, die sämtlich Altafraner waren, was uns Schüler mit einigem Stolz erfüllte. Ein Jahr vorher, 1892, war der neue Schulgarten gelegentlich eines Besuchs der in Dresden tagenden Reichsschulkommission eingeweiht worden; er ist also jetzt gerade 45 Jahre alt. Seine poetische Verherrlichung hat er im Altus gefunden in einer lateinischen Elegie des damaligen Unterprimanus Paul Klinger. Denn Rektor Peter hielt darauf, daß die alte Humanistenkunst des lateinischen Dichtens auf Afrika gepflegt wurde, solange es irgend möglich war. Man muß ein Fest wie diese Dejemalfest von 1893 selbst miterlebt haben, um zu wissen, wie da die pietas Afrana als ungeheuchelte Liebe und Anhänglichkeit von Alt- und Jungafra in hohen Wogen ausbrandete, und was für eine tadellose Haltung auch die jüngste Generation bewahrte an solch verführerisch schönen Tagen. Dies Fest war, in den Worten des Königs Albert ebenso wie in der Rede des Ministers v. Seydewitz, ein ausdrückliches Bekenntnis zum Werte der gerade damals, in den Jahren der ersten Schulreform nach Kaiser Wilhelms II. Regierungsantritt viel angefochtenen humanistischen Bildung, und Rektor Peter durfte sich ebenso wie seine Mitarbeiter dieses Erfolges von Herzen freuen.

Das Jahr 1897 brachte ihm die ehrenvolle Ernennung zum Mitglied der

Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften und damit die verdiente Anerkennung seiner bisherigen wissenschaftlichen Studien. 1899 durfte er auf 25 Jahre seines afranischen Rektorates zurückblicken und einen für einen Gymnasialrektor unerhört hohen Orden, das Komthurkreuz des Albrechtordens, in Empfang nehmen. Außerdem hatte er die Freude, als Gabe von dankbaren Schülern eine „Rektor-Peter-Jubiläumstiftung“ von 3000 Mark zu übernehmen, deren Zinsen für Ferienreisen zweier Unterprimaner bestimmt wurden. Eine lateinische Aufführung der *Captivi* des Plautus krönte das Fest. So wurden denn auch zur Dejemalfest 1903 die „Perfer“ des Aschilos, natürlich im Urtexte und mit der Musik des Erbprinzen Bernhard v. Meiningen, dargeboten, und auch diesmal war es wieder so, daß der alte echte Charakter des gottesdienstlichen Weibspiels in der Ergriffenheit der jugendlichen Darsteller ebenso wie ihrer Hörer und Zuschauer wiedererstand. Für Rektor Peter war es noch eine besondere Genugtuung, beim Festaktus den Nachfolger und Bruder des Königs Albert, den König Georg von Sachsen, persönlich begrüßen zu dürfen.

Im 68. Lebensjahre hat er dann sein Szepter niedergelegt, Ostern 1905 von seinem König mit dem Titel eines Geheimen Studienrates ausgezeichnet, eine erstmalige Ehrung und als solche eine Ehrung auch des ganzen Standes. Die Schüler brachten ihm einen Fackelzug — es war ein bewegter Abschied in der Aula, wo Konrektor Lic. theol. Türk ihm in seiner warmherzigen Art den Dank der Schule aussprach, danach auch im Kreise des Lehrerkollegiums, obwohl der Scheidende sich so an Meißner gebunden fühlte, daß er sich auf dem Tonberg ein Haus erwarb, um hier seinen Lebensabend zu verbringen.

Aber Müßiggang war für einen Mann wie Peter einfach undenkbar, und es war doch ein höchst bezeichnendes Wort, das er vor seinem Abgang im Kreise seiner Familie und Hauschüler gesprochen haben soll: „Wenn ich einmal im Ruhestande bin, dann sollt Ihr mal sehen, was arbeiten heißt!“ Wie so mancher Ausspruch ist dieser im Kreise seiner Schüler lebendig geblieben, weil er so trefflich seinen geradezu unbändigen Arbeitswillen und seinen tiefen Arbeitsernst kennzeichnet. Er meinte damit, daß er sich nun erst recht der wissenschaftlichen Tätigkeit widmen könne, die ihm von seinen Studentenjahren her Lebensbedürfnis geworden war.

Doch brachte ihm der Ruhestand, den er noch 9 Jahre lang, fast bis ans Ende, in erstaunlicher Rüstigkeit verbringen durfte, außer der Vollendung des 2. Bandes seiner *reliquiae historicorum Romanorum* und der Besorgung einer 2. Auflage des ersten Bandes noch eine ganz besondere und arbeitsreiche Aufgabe: als in Meißner wohnender Domherr des Hochstiftes und Vorsitzender des Bauausschusses hatte er im Zusammenwirken mit den Dombaumeistern den Aufbau der beiden Türme und die Erneuerung des ganzen Domes zu betreiben. 1912 durfte er die feierliche Weihe des großen Unternehmens begehen und wurde dabei von seinem König erneut durch eine hohe Auszeichnung geehrt. Ihm fiel auch die Würde eines Propstes am Domkapitel zu Bautzen zu, zeitweise ein Sitz in der Ersten Ständekammer des sächsischen Landtages — alles das Ehrungen, wie sie noch keinem sächsischen Rektor zuteil geworden waren und auch nicht wieder zuteil werden konnten. Ein weiterer Höhepunkt seines Lebens war dann die Feier seines 70. Geburtstages am 7. September 1907.

Viele, viele Schüler aus allen Berufskreisen hatten sich zu der von Herrn Justizrat Reinhard vorbereiteten Feier eingefunden und bekundeten ebenso wie die Festteilnehmer aus der Stadt, mit welcher Dankbarkeit, Verehrung und Freundschaft sie dem Jubilar zugetan waren. Justizrat Reinhard (Afr. 68) verlieh in seiner Ansprache diesen Gefühlen beredten Ausdruck; launige Verse des Oberjustizrates Frese und des Dichters Walter Harlan folgten, Peter antwortete mit ernstem Rückblick auf seine Lebensarbeit. Ich kann mir nicht versagen, wenigstens die humoristischen Schlußworte des Dr. Frese anzuführen: „Der Jüngste scheint er fast im Freundeskreis — ob auch dem Haupte längst die Locken fehlen. — Wer von dem Alter nicht viel Gutes weiß, — der mag sich ihn getrost zum Lehrer wählen. — Drum wenn er nun kalendermäßig heut — vollendet hat der Jahre zehnmal sieben, — so ist's die stolze Zahl nicht, die uns freut, — uns freut es nur, daß er so jung geblieben. — Vielleicht schreibt einst ein zweiter Rikero von ihm ein neues Buch de senectute. — Das wird viel lust'ger werden und nicht so — erquält aus schwerem Philosophenblute. — Drum mag er ja, das wünscht der Freunde Schar — dem künft'gen Autor keine Schande machen! — Wie auch die Jahre fliehn, mag immerdar — im Alter ihm der Jugend Sonne lachen!“

Doch der Schritt der Horen, die in der Jugend unserm Pfade in frohem Reigen voranschweben, wird allgemach ernster und bekommt etwas Unerbittliches; auch die besten Wünsche vermögen ihn nicht aufzuhalten. Kurz nach der Domweihe begann Peters Körperkraft zu erlahmen, doch blieb die geistige Frische und Arbeitslust ihm bis ans Ende erhalten, so daß man wohl von ihm sagen kann: Er ist in den Seelen gestorben. Noch war es ihm vergönnt gewesen, das 50jährige, also goldene Doktorjubiläum zu begehen und das Dezernalfest 1914 in den ersten Julitagen mitzufeiern, auch das Marktfest hat er noch besucht sowie das Ölbild vollendet gesehen, das die Altafraner Reinhard, Niethammer und Helge Hartmann dem Meißner Maler Borhdorf in Auftrag gegeben hatten und das seitdem zu den künstlerisch wertvollen Schmuckstücken des Synodalszimmers zählt, obwohl es in anderem, realistischerem Stile gemalt ist als die früheren Rektorenbilder¹. Aber der Verfall der Körperkraft hatte unerbittlich eingeseht — die Sprache versagte ihm. Sein Freund Konrad Seeliger schließt seinen Lebensbericht mit den Worten: „Am 16. Februar hatte ich mich zum Besuche bei ihm angemeldet, um mich mit ihm über den Abschluß seiner Arbeit an der 2. Auflage der reliquiae zu beraten; da erhielt ich mittags das Telegramm: »Bitte nicht zu kommen, Peter heute arbeitsunfähig.« Nun wußte ich, wie es um ihn stand: Arbeiten und Leben war ja bei ihm eins. Drei Stunden später schlummerte er infolge Entkräftung ein.“ Die Beerdigung fand dann unter großer Teilnahme aller Kreise am 19. Februar 1914 auf dem alten Johannesfriedhofe in Cölln statt; schade, daß ihm das Grab nicht im Schatten seiner Schule und der Afrakirche, der er doch so lange als stellvertretender Vorsitzender des Kirchenvorstandes angehört hatte, bereitet werden konnte. Wer den Zauber des Grabes von unserem unvergessenen Geschichts-

¹ Es stellt Peter etwa in dem Augenblick dar, wo er sein berühmtes, aber auch gefährdetes „Na, aber“ sprach, oder dem Übersehen des Schülers mit „Ei, ei“ ein jähes Ziel setzte.

lehrer Theodor Flathe und die monumentale Würde des schlichten Denkmals von Friedrich Franke zu schätzen weiß, der vermißt Peters Grab an diesem Orte schmerzlich. Der Schulchor hat dem Entschlafenen noch am Grabe das Ecce gesungen und die Schule hat ihm auch noch eine außerordentliche Eccefeier gehalten, bei der Konrektor Dr. Gilbert, der den Namen Afranissimus mit Recht führte, die Gedächtnisrede hielt, als Freund dem Freunde so den letzten Liebesdienst erweisend; der Nachfolger im Rektorat, Geheimrat Poeschel, hatte ihm am Grabe das für Peter so ungemein bezeichnende Wort nachgerufen, das sich der Heimgegangene als Inschrift für sein Amtszimmer ausersehen hatte:

Schaffen und Streben ist Gottes Gebot — Arbeit ist Leben; Nichtstun der Tod.

So könnte ich nun meine Gedenkworte beschließen, wenn es nicht noch meine Pflicht wäre, das geistige Porträt des vor 100 Jahren Geborenen zu skizzieren, soweit es nicht schon geschehen ist. Es ist freilich eine eigene Sache um die Porträtmalerei. Die Kunst ist schwierig und nicht ungefährlich, wie ja auch die Beurteilung des vorhin erwähnten Bildes beweist. Aber die strenge Wahrhaftigkeit, mit der Peter an alles heranging, was er unternahm, und seine Abneigung gegen jede Schönrederei, ich darf wohl sagen, der Umstand, daß er bei allem Selbstgefühl nicht eitel war, erleichtert mir meine Aufgabe. Ich beginne mit dem Äußeren, das doch uns Schülern gar nicht unwichtig war und unser ganzes Erinnerungsbild gestaltet hat. Er kleidete sich schlicht, aber gut und hielt auch in seiner äußeren Erscheinung etwas auf sich. Wir haben das an ihm geschätzt und ebenso die straffe Haltung, mit der er uns in steter gravitas gegenübertrat. Ohne daß es der Worte bedurfte, teilte sich von dieser Gestrafftheit doch auch uns etwas mit. Auch die Handschrift, in früheren Jahren noch mit dem Gänsekiel, war für ihn sehr bezeichnend und hat uns Schülern imponiert, wenn auch der Inhalt des Geschriebenen für uns nicht immer erfreulich war. Ich habe vorhin gesagt, daß er uns mehr als Preuße erschienen sei denn als Thüringer. Ich könnte ebenso gut sagen: er verkörperte in sich etwas von römischer Art. Man hätte ihn sich ganz gut als einen der Väter des römischen Senats in der guten älteren Zeit denken können, nur freilich auch zugleich als princeps senatus. Denn die Herrscherwürde war ihm angeboren, darum brauchte er sie auch nicht zu betonen. Er war ein Mann der Grundsätze, die sozusagen das Knochengerüst seines Wesens bildeten, ebendeshwegen war er ein Feind aller Ausnahmen — bloß nicht in der Grammatik; freilich, wie das nicht selten der Fall ist, nicht ohne Starrheit, die wir Schüler manchmal schmerzlich empfanden.

Ich nenne einige dieser Grundsätze und heilsamen Regeln: Eine der vornehmsten, die auch in den Andachten des Hebdomadars mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehrte, lautete: Verne haushalten mit der Zeit! Er selber verstand das meisterhaft. Es ist mir bei späterem Nachdenken eigentlich immer verwunderlicher erschienen, wie Peter — und nicht bloß er — bei der doch erheblichen Verwaltungsarbeit eines afranischen Rektors, in der er gleichwohl nicht ausging, neben seiner Lehrtätigkeit, die ihm Kern und Stern seines Berufslebens war, noch eine so reiche wissenschaftliche Tätigkeit im Abfassen von sehr mühsamen Büchern hat entfalten können, dabei auch noch heitere Geselligkeit gepflegt hat und viel gewandert ist. Ihm

war freilich die Minute ein Kapital. Pünktlichkeit strahlte von ihm aus wie von einer Uhr. Darum war er auch ein Frühaufsteher. Pünktlichkeit auf die Minute gehörte und gehört wohl auch jetzt noch zu den afranischen Haustugenden — bei den Soldaten heißt es: „5 Minuten vor der Zeit — des Soldaten Pünktlichkeit“, wir Afraner waren, namentlich wenn wir vom Turnus kamen, etwas bescheidener, da hieß es: „5 Sekunden vor der Zeit — des Afraners Pünktlichkeit“. Und das Wort „Pünktlichkeit“ birgt ja für den Afraner in sich ein Gemisch von Glockenklang, elektrischem Schreien, Aufatmen und Atemlosigkeit. Jedenfalls, ob es uns nun paßte oder nicht, wir lernten in Peters Schule Haushalten mit der Zeit.

Dann noch ein anderes Lieblingswort: Wenn wir Primaner uns in der Zwingerfreizeit, damals im düsteren Winkel an der Ostfront der Schule, vor dem gestrengen Auge des Rektors geborgen glaubten und herumstanden oder uns auf den Bänken so richtig aalten, auf einmal — de improviso¹ sagt der Lateiner — erschien Er, und sein Ruf fuhr uns in die Glieder: „Bewegung, Bewegung!“ So recht er damit hatte, denn wir saßen doch tagüber im Klassenzimmer und in der Studierstube reichlich viel, wir haben es ihm damals nicht gedankt, denn wir wollten uns auch einmal ganz nach eigener Wahl so richtig „aalen“, ohne gegängelt zu werden.

Oder ich denke an den Unterschied von „Legalität“ und „Moralität“. Legalität, das ist bekanntlich die auf bloßem Gesetzesgehorsam und Furcht vor Strafe beruhende Haltung. Moralisch dagegen handelt der sittliche Mensch, der sich selbst in Zucht nimmt und freiwillig das tut, was nun einmal Pflicht ist und was Kinder und Sklavenseelen nur gezwungen tun — eine höchst wichtige Unterscheidung, deren Wert wir als Schüler meist nur geahnt, selten aus Überzeugung befolgt haben. Vielmehr ist es uns mit dieser Regel ähnlich ergangen wie mit so manchem anderen Grundsatz: wir haben ihn in allerlei Merksprüchen gelernt, aber erst viel später eingesehen, was wirklich daran ist. Meist haben wir uns in der Jugend damit begnügt, die wenigen Mitschüler gründlich zu verachten, die das Wohlgefallen ihrer Lehrer auf unredliche Weise zu erringen trachteten, indem sie, wie wir sagten, „hündelten“, was wohl die Übersetzung des griechischen *προσζυειν* war in dem etwas willkürlichen Sinne von: sich gefügig zeigen, ohne es zu sein, also etwa so, wie die Perser vor ihrem *κύριος βασιλεως* in die Knie sanken oder der Länge lang sich auf den Erdboden warfen und ihm, einem staubgeborenen Menschen, göttliche Ehre erwiesen.

Als letztes Beispiel führe ich den von Peter oft gehörten Spruch an: „Longum iter per praecepta, breve per exempla.“ — Frei übersetzt: Das eigene Beispiel wirkt mehr als noch so viele Ermahnungen. Er pflegte das besonders den künftigen Inspektoren ans Herz zu legen: was man nicht selbst leistet, das kann man auch nicht von anderen verlangen — er durfte uns das vorhalten, weil er die Zucht des Geistes und Körpers an sich selbst übte. Ich sagte vorhin, daß dieser männlich-römischen Art leicht etwas Starres anhaftet — das Beispiel unseres größten deutschen Philosophen Immanuel Kant beweist es unter anderem auch — es gilt in der Tat auch von Peter. Im Verhältnis

der Lehrer zu den Schülern wurde damals die Autorität so stark betont, daß das Vertrauen nicht recht aufkam. Man könnte versucht sein, hierauf das Wort aus dem Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus anzuwenden, wo es heißt: „Und über das alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestigt, daß, die da wollten von hinnen hinabfahren zu euch, könnten nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüberfahren“ — höchstens in dem Verhältnis der Pfleger zu ihren Pfleglingen und im häuslichen Kreise der Pensionäre war das anders. Ich darf hier das Urteil eines weithin bekannten Altafraners, Friedrich Naumanns, anführen, der 1876–79 von Oll bis Ol hier gewesen ist, gerade in den Jahren des Schulumbaues, und der schon lange vor Adolf Hitler den damals freilich gescheiterten Versuch gewagt hat, die deutsche Arbeiterschaft in einer national-sozialen Partei aus den Ketten des artfremden Marxismus zu befreien. Er sagt einmal von St. Afra und dem Rektor Peter folgendes: „Diese Schule als Ganzes liebe ich noch jetzt, und zwar gerade deshalb, weil sie herb und derb und voll von Kämpfen und allerlei Romantik war. Es gab in ihr noch keine pädagogischen Sentimentalitäten, sondern es bestand ein regelrechter Kampf ums Dasein, in dem wir auf unserem Kriegerrecht bestanden, wie Rektor und Lehrerkollegium auf dem ihrigen. Das war viel gesünder als die laue Luft einer scheinbaren Vertrauensseligkeit. Wir haben unseren Rektor geachtet und gefürchtet und haben ihm gegenüber gelernt, uns selbst zu behaupten. Das ist mehr, als wenn wir ihn bloß gern gehabt hätten.“¹ Und ich muß dabei auch an das Bild des Bonner Lehrers von Peter denken, das aus seinem Studierzimmer stammte und später im Lehrerzimmer hing; das Bild des berühmten Philologen Otto Jahn trug die aus der chirurgischen auf die textkritische Praxis übertragene Unterschrift: *ὁ τομωσας ἰασεται*, zu deutsch: „Wer schneidet, vermag zu heilen.“ Ich bin sicher, auch da, wo Peter uns weh getan hat, wollte er doch immer uns erziehen, den natürlichen Hang zur Bequemlichkeit, zur Genußsucht, zur Unaufrichtigkeit mit der Wurzel ausrotten. Daß er dabei nicht immer eine glückliche Hand gehabt hat, gehört zu einem erheblichen Teil zur Berufstragik des Arztes, des Textkritikers und des Jugenderziehers.

Jedenfalls wußte man bei diesem durchaus gradlinigen Manne immer, woran man war — ein Schwanken gab es für ihn nicht. Das Römische lag ihm mehr als das Griechische, das Gerade mehr als das Schwunghafte. Lessing lag ihm mehr als Goethe. Beständigkeit war ein Grundzug seines Wesens. Konrad Geeliger drückt das so aus:² „Schwärmerei lag seinem Wesen fern.“ — Die Art, wie er mit uns Tacitus, Thucydides, Sophokles las, kam uns oft trocken vor; ihm lag vor allem daran, uns durch die Schwierigkeiten, welche die Vieldeutigkeit der Worte, die Freiheit ihrer Stellung und die Verwickelung des Satzbaues bieten, zum gründlichen Nachdenken zu erziehen und so unseren Geist zu schärfen. Er war wohl auch der Überzeugung, daß, auf die Dauer gesehen, schließlich doch der Text selbst durch die Wucht seines Inhaltes wirken müsse und darum des schmückenden Beiwerkes entbehren könne. Hierin liegt in der Tat ein gesunder Kern. Als Beispiel sei es mir gestattet, ein eigenes Erlebnis

¹ Aus „Alfred Graf, Schülerjahre“, Berlin-Schöneberg 1912, S. 47.

² Nachruf auf Peter im Humanistischen Gymnasium 1914, S. 134.

anzuführen. Trotz aller sachlichen Nüchternheit der philologischen Stunden fand sich in Leipzig 1890 und 1891 ein Kreis von befreundeten jungen Altafranern zusammen, aber nicht wie einstmal die Bremer Beiträger zum Dichten, sondern zu einem Leseabend, den wir „Pelikan“ benannten, vielleicht, weil uns unser Lun ebenso wie dieses Tier etwas sonderbar vorkam. Mit griechischen Klassikern begannen wir den Abend, danach kam ein lateinischer daran, Sueton oder Tacitus, schließlich endeten wir natürlich im deutschen Dichterwald. Und so lebendig war das in Astra entzündete klassische Jugendfeuer, daß wir einmal die Noten zu den hier auf Astra gesungenen Sophokleschören uns aus dem afranischen Musikarchiv erbaten; der nachmals als namhafter Dichter hervorgetretene Franz Adam Beyerlein übernahm die Klavierbegleitung, und wir haben dann den König Ödipus melodramatisch wiedererstehen lassen — da die Bühne eine Studentenbude war mit einer Punschterrine auf dem Tisch, und da die Darbietenden zugleich das Publikum samt Kritik darstellten, verlief das Ganze auch jedesmal zu ungeteilter allseitiger Zufriedenheit. Es glühte eben in unseren jungen Herzen etwas von demselben Feuer, das unser Rektor den Abiturienten des Jahres 1882 beim Abschied gewünscht hatte — ich darf hier wie schon in meinem Aufsatz im „Meißner Tageblatt“¹ die Worte des damaligen Abiturienten Paul Köhler (Afr. 82) anführen, der in seiner Antwort auf die Einladung zur heutigen Gedenkfeier folgendes schreibt: „Ich will das eine Wort beisteuern, das Rektor Peter bei der Entlassung unseres Jahrgangs gesprochen hat. Das Wort, wie ich es nach fast einem halben Jahrhundert in der Erinnerung habe, lautete: «Und wenn Sie die letzte Form von *τοῦτοι* vergessen haben werden, so wird doch noch ein Schimmer vom Glanz der Antike um Ihre Stirnen leuchten.» Der Briefschreiber fährt dann fort: „Ich glaube, man kann auch heute allen denen, die aus St. Astra hervorgehen, nur wünschen, daß dieses Wort sich bei ihnen bewahrheiten möge.“

So vieles wäre zu Peters Wesensbilde noch zu sagen. Einige Hauptzüge sind nun, wie ich hoffe, deutlich geworden. Etwas fehlt aber noch: der Mann, der uns oft so unnahbar und streng sachlich vorkam im Unterricht und in der Alumnatzucht, mehr das fortiter in re als das suaviter in modo betonte, derselbe Mann zeigte sich im Umgange mit den ihm näher stehenden Kollegen und am sogenannten Magnatentisch im Ratskeller, auch im „Studium“, einem vertrauten Skatklub, sicherlich auch im Kreise der Familie, namentlich aber in der Sommer- oder Herbstfrische im Erzgebirge, vollends auf der Italienreise oder gar in Griechenland von einer ganz anderen Seite — da konnte er von einer geradezu bezaubernden Frische sein, voll sprühenden Wises, von denkbar größter Aufgeschlossenheit. Und dann noch eins: er hielt hier in der Schule auch bei den Festen auf eine im Verhältnis zu dem damaligen Lebensstil fast spartanische Einfachheit. Ich will damit natürlich nicht sagen, daß wir zum Schulball mit Blutsuppe genährt wurden, sondern es gab zum Burthardtstag auch damals schon die stiftungsmäßige Gans, sogar ein Glas Wein dazu, für die Oberen sogar zwei, und zu Fastnacht gab es Kuchen, und gar nicht wenig, aber alles verlief in streng geregelten Bahnen, ganz undenk-

bar, daß etwa der Sohn vermögender Eltern auch nur die geringste Besserstellung sich hätte erlauben dürfen in Nahrungsmitteln oder Ballsträußen, alles war gleichmäßig schlicht, auch der Turnanzug, doch im Stile eines guten, sparsamen Bürgerhauses. Peter hielt auch darauf, daß die Familien, deren Töchter zum Schulball geladen waren, bei ihren Hausladungen keinen Luxus entfalteten. Geschah es dennoch, so entzog er der betreffenden Familie seine Urlaubsgenehmigung nach dem Grundsatz: *principiis obsta!* Das war gewiß im Einzelfalle peinlich und schmerzlich, aber aufs Ganze gesehen heilsam: *ὁ τοῦσας ἰάσεται*, wer schneidet, vermag zu heilen.

Mein Gedankwort im „Meißner Tageblatt“ habe ich mit dem Satz geschlossen, den ich heute im Rückblick auf alles bisher Ausgeführte wiederholen darf: Der Mann, dessen unerschütterliche Stetigkeit 31 Jahre hindurch mit fester Hand St. Astras Geschicke gelenkt hat und der die Huld seiner königlichen Landesherren in so reichem Maße erfahren durfte, hat auch seinen Mitarbeitern und Schülern Achtung abgenötigt, die sich bis zur Verehrung steigern konnte; die höheren Schulen Sachsens hat er als Rektor und anerkannter Führer der Gymnasien stets würdig vertreten, viele Schülergenerationen durch seinen Unterricht und seine Zucht heilsam beeinflusst und überdies durch seine zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten den Ruf eines ernst zu nehmenden Forschers errungen, so daß sein Rektorat als ein Höhepunkt in der Geschichte St. Astras bezeichnet werden darf. Und ich füge hinzu: ich weiß auch, daß Peters Nachfolger im Amte, jeder in seiner Art, sich dafür eingesetzt haben, das überkommene humanistische Bildungsideal, soweit es irgend möglich war, unserer Schule als ihr eigentliches Palladium zu erhalten, damit die Worte *Christo patriae studiis* nicht etwa zu einer leeren Dekoration unserer Ostfront herabgewürdigt werden.

Doch *rara hora parva mora*, so lautet ein spätlateinischer Spruch, auf unsere Lage hier angewendet, heißt das: so selten auch eine Stunde ist wie die jetzige — sie ist unwiederholbar — wir dürfen nicht allzulange dabei verweilen. Und wenn ich da nun zum ersten und letzten Male von der Freiheit des Dichters Gebrauch machen und aus homerischer Schau sprechen darf: Es ist mir, als hätten wir jetzt für eine reichliche halbe Stunde am Eingang zu einer anderen, einer versunkenen Welt gestanden, der wir doch alle auch einmal angehören werden; Schatten der Vorzeit sind an uns vorübergezogen, und der Schatten des Mannes, dem wir in unseren Opferschalen Blut zu trinken gaben, indem wir seiner pietätvoll gedachten, hat fast leibhaftig vor uns gestanden. Aber nun geht ein leises Zittern durch die Erscheinung — ist es nicht ein Zeichen beginnender Ungeduld, als wollte uns Hermann Peters abgeschiedener Geist flüsternd sagen: Gebt mir meine Ruhe wieder! Fühlt er sich fremd in unserer so ganz anders gewordenen Welt? Wir bedrängen ihn nicht um eine Antwort; wir grüßen ihn lieber in der ihm so vertrauten Sprache: *Ave pia anima!* Sei uns gegrüßt, du ganzer Mann, das bist du wahrlich gewesen. Aber nun darf ich wohl mit einer Bitte schließen, die nicht homerisch empfunden ist, sondern aus christlichem Geiste stammt

¹ Nr. 207, Jahrgang 1937, Blatt 2.

¹ Stelle dich den Anfängen (des Übels) entgegen!

und trotzdem, nein eben deshalb der Würde dieses Raumes und seiner Bilder wie auch dem Geiste unserer Schule von Anbeginn an gemäß ist: Leuchte dir, du in eine höhere Welt Eingegangener, unseres Gottes ewiges Licht in noch hellerem Glanze, als einst dir hier auf Erden die Somme Homers und die Zinnen des Kapitols geleuchtet haben! Ave pia anima!

Bibliographie der Schriften Hermann Peters.

1. *Historia critica scriptorum historiae Augustae*. Lipsiae 1860. [Bonner Diss.]
2. *Die Quellen Plutarchs in den Biographien der Römer*. Halle 1865.
3. *Historicorum Romanorum reliquiae*. Leipzig 1870.
4. *De P. Ovidii Nasonis fastorum locis quibusdam epistula critica*. Leipzig 1874.
5. *De P. Ovidii Nasonis fastis disputatio critica*. Meissen 1877.
6. *Über den Wert der historischen Schriftstellerei von König Juba II. von Mauretanien*. Meissen 1879.
7. *F. Haase, Vorlesungen für lat. Sprachwissenschaft*. Bd. II. hsg. von H. Peter. Leipzig 1880.
8. *Historicorum Romanorum fragmenta*. Lipsiae 1883.
9. *Die Pflege der deutschen Poesie an den sächsischen Fürstenschulen*. Mitt. d. Meiß. Gesch.-Vereins I. 1884.
10. *Scriptores historiae Augustae*. 1884.
11. *Georgii Fabricii ad Andream fratrem epistolae ex autographis primum editae. Pars prior*. Meissen 1891. *Pars altera*. 1892.
12. *Über die methodische Verbindung der lat. und griech. Lektüre in der Gymnasialprima unter Berücksichtigung der sprachlichen Bildungskraft dieses Unterrichts*. Referat. Das humanistische Gymnasium 1893.
13. *Die geschichtliche Literatur über die röm. Kaiserzeit bis Theodosius I. und ihre Quellen*. Leipzig 1897.
14. *Aus der Geschichte des Meißner Doms*. Leipziger Zeitung, 26. 5. 1897.
15. *Der Brief in der röm. Literatur*. Abh. Sächs. Ges. d. W. 1901.
16. *Übersicht über die Geschichte des Meißner Dombauvereins*. 1902.
17. *Altentstücke zur Geschichte des Meißner Domes*. Einleitung. 1904.
18. *Historicorum Romanorum reliquiae*. Tom. II. Ed. II. Lipsiae 1906.
19. *Die idealisierte (stilisierte) Geschichte des griech. Altertums auf dem humanistischen Gymnasium*. Eine nicht gehaltene Rede. Neue Jahrb. 1906.
20. *P. Ovidii Nasonis fastorum libri sex*. Leipzig 1907.
21. *Pontius Pilatus, der röm. Landpfleger in Judaea*. Neue Jahrb. 1907.
22. *Zur Vollendung der Meißner Domtürme*. Ein Kapitel aus einer Geschichte Meißens. Meißner illustriertes Unterhaltungsblatt. 1907. Nr. 34.
23. *Festschrift zur Feier der Weihe der Glocken in den erneuerten Türmen des Domes zu Meissen*. 1908.

24. *Annalen der Baugeschichte des Meißner Domes in den Jahren 1903—1908*. Meissen 1908.
25. *Die römischen sog. dreißig Tyrannen*. Abh. Sächs. Ges. d. W. 1909.
26. *G. E. Lessing und St. Afra*. Mitt. d. Meiß. Gesch.-Vereins 1909. S. 34.
27. *Das Unkundliche über G. E. Lessings Aufenthalt auf der Fürsten- und Landesschule St. Afra 1741—1746*. Mitt. d. Meiß. Gesch.-Vereins 1909, abgedruckt aus dem Archiv f. Lit.-Geschichte X, S. 285—308.
28. *Wahrheit und Kunst. Geschichtsschreibung und Plagiat im Klass. Altertum*. Leipzig 1911.
29. *Die Schrift: Origo gentis Romanae*. Ver. Sächs. Ges. d. W. 1912.
30. *Bericht des Vorstandes über die Tätigkeit des Meißner Dombauvereins zu der Erhaltung und dem Ausbau des Meißner Domes in den Jahren 1908—1912*. Meissen 1913.
31. *Historicorum Romanorum reliquiae* I. Ed. II. 1914.

Mitgeteilt von Dr. Caspari.

Drei Szenen aus der Schulgeschichte

verfaßt von Dr. Hansen,
aufgeführt im Festjaal der Schule am Schulfest 1937.

1. Szene. 1580.

Rector Dreßler, Conrector Thomaus, Magister Menius,
Alumnus Cornicelius.

Rector: Ihr habt mir gestern, Johann Cornicelius, angezeigt, daß Ihr das Begehren habt, unsere Schule zu verlassen. Nun haben aber seine Churfürstl. Gnaden in einem Reskript bestimmt, wie der Abgang aller alumnorum, so die Fürsten- und Landesschule St. Afra rite verlassen, zu exercieren ist. Es heißt da: Welche nun gar abziehen wollen, die sollen sich bei dem wöchentlichen synodo praeceptorum angeben, eine schriftliche Valediction abgeben und bescheidenlich anhalten, daß ihnen dieselbige öffentlich zu recitieren erlaubt werde. Wann die praeceptores darein willigen, soll der, so abdanken will, solches zu der Stunde, so sie ihm benennen werden, verrichten, und soll ihm ein anderer Knabe, der länger in der Schule bleibet, mit einer Regenoration antworten. — So frage ich denn, ob dieses Euer Ersuchen ist.

Schüler: Anjer Gewissen und Meinen ist das, Herr Rector Dreßler.

Rector: So frage ich denn die praeceptores, welche valedictionem wir ihm geben und quo die er zu recitieren habe, damit wir die fructus studii erkennen, denn wie es im Galater zum 6. heißt: Was der Mensch säet, das wird er ernten. Beginnen Sie, Hochwürdiger Conrector Thomaus!

Conrector: In der lectio latina hat er immer cum magno studio gearbeitet, in den dictatis, so ich eifrig tractieret, meist bene sein Pen-sum persolvieret, deswegen einen locus aus den officiis des Cicero zu behandeln, nicht fehl am Platze sein dürfte.

Magister: Als welches mir nicht das Geeignestste erscheint! Habe ich doch noch vor drei Wochen mit Schaudern gehört, wie er in einem Gespräche mit einem jüngeren alumno nicht die lateinische, nein, die deutsche Sprache gebrauchet.

Schüler: Hatte doch, Herr Magister Menius, der alumnus Bادهorn, so neu zu meinem Tische gekommen, mich gefragt, wo er den catechismum des sel. Herrn Fabrici finden könnte, um noch ein caput im Bette zu repetieren. Habe ich dem novex locum catechismi gewiesen und schwierige periodos deklariert.

Rector: Da er auch in der Kirche sich stets ehrerbötig gezeigt, die Predigt am Mittwoch wie am Sonntag Vormittag und Nachmittag mit Andacht gehört und nachgeschrieben hat, erscheint mir ein locus aus der Epistel Sancti Pauli am besten zu sein, so wie er an die Römer im 5. schreibt: Geduld bringet Erfahrung, Erfahrung aber bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßet nicht zuschanden werden.

Conrector: Allwelche Stelle er nicht allein grammaticae zu explicieren, sondern auch an Hand des Concordienbuches zu interpretieren hat.

Magister: Worauf er am Schlusse einen kurzen Hymnus auf die Allmacht Gottes, der unsern Studien helfen möge, in griechischer Sprache recitieren möge, wie es im 19. Psalme also heißt: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk.

Rector: Bei allem aber mag er sich hüten, daß er nicht in die Irrtümer oder Corruptelen falle, die der Teufel der reinen Lehre Luthers überall wie Fallstricke überzuwerfen sich bemühtig fühlet.

Schüler: Wenn ich bei der valedictio immer das examen Philippi, so Melanchthon als fundamentum hinterlassen, mir vor Augen halte, so hoffe ich, mit Gottes Hilfe alles gut zu überstehen.

Rector: So mag er denn am Tage nach Mariae Lichtmeß um die zwölfte Stunde recitieren, und der alumnus Benedictus Beuder mag respondieren!

Schüler: Um ein testimonium über die studia und mores möchte ich noch bescheidenlich anhalten.

Rector: Das soll ihm nach Verdienst und Würdigkeit werden. Doch ehe er abtritt, mag ihm der Magister Menius noch die Form des Hinauszuges vorlesen, wie sie schon der hochselige Kurfürst Moritz in der Landes Schulordnung festgelegt haben.

Menius: Wann ein oder mehr Knaben seine Zeit in der Schulen ausgestanden und sonst gebührlchen Abschied gefordert haben und derselbige zum Rector kompt und ihm pro disciplina et institutione gebührlch danket, so soll der Rector selbigen Knaben zum Verwalter weisen und zur Erzeigung seiner Dankbarkeit gehen heißen, damit der oeconomus mit der Knaben An- und Abzug seine Registratur vermöge der Ordnung halten möge.

Conrector: Was alles mit Gottes Hilfe geschehen und zu einem guten Ende geführt werden möge!

Rector: Damit das Wort wahr werde, wie es sich findet in der 2. Epistel an Timotheus, wo es zum 2. lautet: Fliehe die Lüste der Jugend, jage aber nach der Gerechtigkeit, dem Glauben, der Liebe, dem Frieden!

2. Szene. 1743.

Rector Grabener, Magister Rauderbach,
Alumnus Johann Heinrich Schlegel.

Magister: Ist es jetzt permittiert, dem Herrn Rectori Grabener einen Fall zu exemplifizieren, so sich im auditorio maximo am gestrigen Tage während meiner Lektion zugetragen?

Rector: Beginnen Sie nur, Herr Magister Rauderbach!

Magister: Als ich den Horatium gerade tractieret und die leges metricas genugsam disputieret hatte, sah ich, wie der Alumnus Johann Heinrich Schlegel einen Zettel über die Bank reichte.

Rector: Coram publico oder heimlich im Verborgenen?

Magister: Besagter Schlegel sitzt am Fenster nach der Seite zum coenaculum.

Rector: Und wem gab er den Zettel?

Magister: Dem alumno Gotthold Ephraim Lessing. Auf diesem Zettel nun, der sine dubio die Handschrift des besagten Schlegels zeigt, sind Verse zu lesen, Verse!!

Rector: Da hat Ihre Lektion ja sofort einen schönen Erfolg geliefert!

Magister: Ach, Herr Rector, das ist ja gerade punctum saliens. Es waren nicht Verse in der Sprache des Horaz, nicht versus latini, sondern versus germanici, deutsche Verse, Herr Rector, deutsche Verse!

Rector: Da zeigen Sie einmal die Zeilen, die Ihr Entsetzen so hervorgerufen haben.

Magister: Hier ist das Nachwerk des sauberen Herrn poeta.

Rector (lesend): Nun, das hört sich gar nicht so schlecht an:

Der ebne Plan, wo durch vier grüne Linden
des Zephyrs sanfter Odem streicht,
Der weiße Tisch, wo sich die Musen finden,
wenn sich der Abend kühlend zeigt,
Die niedre Bank, zu deren linken Seiten
ein stilles Wasser sich ergießt,
Sind's, wo ich jetzt dem Berg ein Lied bereite,
der meine Lust und mein Parnassus ist.

Rector (aufsehend): Aber da sind doch die lateinischen und griechischen Lektionen schön verarbeitet, der Zephyr, der Abendwind der Alten, dazu noch der allen Poeten vertraute Parnass.

Magister: Aber bedenken Sie doch: deutsche Verse, deutsch in der Lateinstunde!

Rector: Und dann der klassische Rhythmus: Jamben zu 5 und zu 4 Füßen!

Magister: Das mag alles schon sein, aber in meiner Lektion schreibt er das!

Rector: Ob das wohl stimmt? Rufen Sie doch den Alumnus Schlegel! (Magister ab).

Rector (liest unterdessen):

Ich sammle dann in meiner leeren Seele
den Ausdruck jener Dichter ein,
Das, was ich mir zum Gegenstand erwähle,
soll nicht für späte Jahre sein.

Nicht weih' ich es den grauen Ewigkeiten,
für die ein Lied zu dunkel scheint,
Auch soll dies Lied die Splitterrichter meiden,
Ich dichte nur für einen guten Freund.

Schlegel (mit dem Magister eintretend): Der Herr Rector haben mich aus dem auditorio rufen lassen?

Rector: Ist das hier seine Handschrift?

Schlegel: Jawohl, das habe ich geschrieben.

Magister: In meiner lateinischen Stunde!!

Schlegel: Nein, Herr Magister, schon früher.

Rector: Das muß er erst einmal uns beweisen. Der Schein ist gegen ihn.

Schlegel: Wir jungen teutschen Poeten schreiben stets nur, was wir in unseren Seelen gefühlt und gespürt haben. Hier im Anfang steht doch: der ebne Plan, der weiße Tisch, die niedre Bank . . ., dort habe ich an einem Abend die Verse zu Papier gebracht.

Magister: Dann soll das wohl gar der Schulgarten sein, wo die Schüler über die lateinische und griechische Geschichte reden sollen?

Rector: Aber sicher ist das unser Platz mit den schönen Linden!

Magister: Aber in der Stunde hat er den Zettel an den Lessing gegeben.

Rector: Warum hat er das getan?

Schlegel: Der Herr Magister hatte seine disputatio metrica absolviert, und ich glaubte, daß er zum Schlusse gekommen sei.

Rector: Das war aber nicht der casus.

Magister: Nein, ich wollte die Ode noch grammaticae tractieren.

Rector: Und noch eins, warum gerade dem Lessing?

Schlegel: Weil der, Herr Rector, von uns allen die besten Verse macht und am schönsten den Musen dient.

Rector: So, so! Aber in der Stunde darf er es nicht tun, er lernt drei Oden und sagt sie mir am Mittwoch auf! (Schlegel ab).

Magister: Wenn ich dazu noch ein Wort sagen darf . . . Mir scheint die Strafe zu leicht.

Rector: Laß er nur! Schreibt nicht auch der Conrector Höre deutsche Verse?

Magister: Gott sei's geklagt!

Rector: Und hat unser tertius Weise nicht in unsrem lieben Meißzen eine Teutsche Gesellschaft gegründet? Und im Vertrauen, auch ich habe schon eine lange Epistel in deutschen Versen absolvieret. Glauben Sie mir, der Muttersprache zu dienen, ist eines Magisters würdig und recht.

Magister: Ist mir aber noch in keiner Schule der deutschen Lande begegnet.

Rector: So wird eben die Fürstenschule St. Ufra die erste sein!

3. Szene. 1810.

Rector Tzschucke, Pfarrer Chalybaeus,
sein Sohn Heinrich Moriz Chalybaeus.

Rector: Herr Pfarrer Chalybaeus, Sie haben schon in Ihrem Billett Ihren Sohn mir rekommandiert. Seien Sie willkommen!

Pfarrer Chalybaeus: Ich danke Ihnen, Herr Rector Tzschucke. Ich

bin froh, daß es nun so weit ist, denn mein Privatunterricht wurde durch die kriegerischen Ereignisse oft unterbrochen, wir haben den Geschützdonner von Jena gehört und trauernden Herzens die schweren Zeiten durchgemacht.

Rector: Nun, die neutralité de Saxe hat unserm Kurfürsten die Königskrone gebracht.

Pfarrer Chalybaeus: Und diesem jungen Manne den Wunsch, Offizier zu werden!

Rector: Auch dazu muß man was Ordentliches lernen. Komm er nur her, er hat was Griechisches im Auge und einen griechischen Namen, komm er nur her zu uns, wir haben hier große Schüsseln voll Griechisch und Latein! Wie weit bist du denn im Latein gekommen?

Schüler: Im Donat bis Caput 20 und im Griechischen bis zu den Verba contracta.

Pfarrer Chalybaeus: Im Französischen haben wir das regelmäßige Verb behandelt. Hier wird doch Französisch gelehrt?

Rector: Mais oui, parfaitement. Da wir des großen Korsen Bundesgenossen sind, ist es umso nötiger. Kann er denn etwas Französisches auftragen?

Schüler deklamiert ein Stück.

Rector: Das war traitabel. Nun zum Graecum, da nehmen wir gleich etwas Passendes. Dekliniere er: Der fleißige Schüler!

Schüler tut es stockend, Vater hilft ein.

Rector: Wie steht es nun mit dem Latein? Kann er uns aus dem Ovidio ein paar bekannte Verse sagen?

Schüler sagt auf.

Rector: Bene, bene.

Pfarrer Chalybaeus: In der Mathematik habe ich mich mit den Elementen begnügt.

Rector: In der Unterlektion kommen wir auch nicht über die Regeldetri hinaus. Wie steht's aber mit der Geschichte, Chalybaee?

Schüler: Mit dem Herrn Vater habe ich die Geschichte des kurfürstlichen Hauses behandelt.

Rector: Recte, wann hat denn der hochselige Kurfürst August der Starke regiert?

Schüler: Von 1694—1733.

Rector: Optime, hatte er noch einen anderen Titel?

Schüler: Von 1697 an war er auch König von Polen.

Rector: Da hat er ja ein hübsches Wissen mitgebracht und muß seinem Herrn Vater dankbar sein.

Pfarrer Chalybaeus: Dann wollte ich noch fragen, Herr Rector, ob die Unteren auch im Winter $\frac{1}{2}$ 6 Uhr aufstehen müssen.

Rector: Das läßt sich bei unserer Tagesordnung leider nicht vermeiden.

Pfarrer Chalybaeus: Und müssen sie auch jetzt noch bei aller Kälte das Wasser vom Brunnen holen?

Rector: Auch das ist seit Ihrer Zeit nicht anders geworden. Ist auch noch keiner dran zugrunde gegangen.

Pfarrer Chalybaeus: Da hat sich wohl kaum etwas verändert, seit ich über die Schwelle sprang?

Rector: Wenig, nur Urlaub habe ich eingeführt. Aller halben Jahre 10 Tage!

Pfarrer Chalybaeus: Zu meiner Zeit konnten wir nur zu Weihnachten nach Hause! Und wie steht's mit der Tracht?

Rector: Ich selbst als ein Mann vom ancien régime trage noch die Perücke, die magistri und Schüler nicht mehr, sie müssen aber das Haar pudern und Röcke ohne Aufschläge tragen.

Pfarrer Chalybaeus: Wann soll der filius zum examen rigorosum erscheinen?

Rector: Morgen 10 Uhr in der Zensurstube.

Schüler: Jawohl, Herr Rector.

Rector: Ihr gehorsamster Diener, Herr Pfarrer! Au revoir, mein Sohn!

Pfarrer Chalybaeus: Ergebensten Dank! Morgen sind wir zur Stelle. Quod deus bene vortat!

Generaloberst von Seeckt über den Wert humanistischer Bildung.

(Festschrift des Karlsruher Gymnasiums zur Feier
seines 350jährigen Bestehens.)

„Die humanistische Bildung bietet sich nicht leicht dar; sie will in heißem Kampfe erworben sein. Sie ist ganz vom olympischen Geist erfüllt, dem Geist des freien Wettkampfes der Tüchtigen. Über das Stadion der Läufer und Springer ragt hellleuchtend das Standbild der Pallas Athene. Die humanistische Schule ist mit ihren hohen Anforderungen eines der hervorragendsten Mittel zur Auswahl der Besten, zur Führerauswahl. . . Die Frage, was das Gymnasium dem werdenden Soldaten an praktisch brauchbarer Vorbildung für den erwählten Beruf mitzugeben habe, ist töricht. Der Frager weiß nicht, daß das Wissen an sich und mehr noch das Ringen um das Wissen den Charakter entwickelt, und daß es der Charakter ist, der den Führer macht. Die beiden größten militärischen Lehrer der neuen Zeit, Clausewitz und Schlieffen, sind durchaus von humanistischem Geist erfüllt. An die Führer des Volkes, und damit an die Offiziere als Führer in der Zeit höchster Gefahr, müssen die größten Anforderungen gestellt werden. So soll man ihnen auch die besten Möglichkeiten zur Entwicklung von Geist und Charakter bieten. Das humanistische Gymnasium, dem Deutschland schon soviel verdankt, kann auch dieser Aufgabe gerecht werden.“

Ein Urteil über Alt-Ufra.

Über Alt-Ufra und die geistige Welt, in die es seine Schüler hineinwachsen ließ, schreibt der Dichter und Schriftsteller Franz Adam Beyerlein, Nr. 84, in einem Briefe (Januar 1937) an den Schriftleiter so schöne Worte, daß er sich doch nicht zu überwinden vermag, sie

nicht mitzuteilen, wie der verehrte Brieffschreiber es am liebsten möchte. Franz Adam Beyerlein schreibt:

Je älter ich werde . . . , desto tiefer und innerlicher wird meine Dankbarkeit gegenüber St. Ufra in der Gestalt, die ich vor fünfzig Jahren erlebte. Was über die Zeiten hinweg immer jung bleibt und mir hoffentlich bis zu meinem Ende erhalten bleiben wird, das ist der Wunsch und Wille, zu erfahren, zu lernen, zu wissen. Es gibt allerorten noch viel Großes, an dem man sich erbauen und aufrichten kann, — man muß es nur erst kennenlernen. Es gibt freilich auch viel Drolliges und Kleines, über das man lachen kann, sofern man nur recht zu vergleichen vermag.

Ist man nun von solchem Wunsch beseelt oder auch beseffen, so muß man St. Ufras und vor allem seiner Studiertage mit sehnsüchtiger Wehmut als einer herrlichen Erfüllung gedenken; je rastloser die Gegenwart sich betätigt, desto wehmütiger. (Wohlgemerkt: das sind die Gedanken eines alten Mannes.) Ganz ohne persönliches Verdienst war ich sprachlich wohl über den Durchschnitt begabt. Da las man Odyssee und Ilias von A bis Z fast mühelos und jedenfalls — darin lag ein Mangel! — weit flüssiger als das Nibelungenlied in kärglichen Bruchstücken. Dazu Cicero, nicht als Redner, aber als Brieffschreiber und eingängiger Philosoph zweiter Hand. Der Plauderer Horaz! Die großen Tragiker! Euripides verschlang ich sozusagen. Aber Tacitus ist wohl zu herb für 19 Jahre, und es ist etwas sehr Verschiedenes um Prosa und gebundene Form, um Tragödien der Geschichte und des Mythos. Und — fast das Schönste: die englischen Privatstunden bei Professor Köhler, bei der Lampe im Skonomiehof dichtbei. Im Galopp waren wir bei Shakespeare und ließen uns von den „purpurnen Wogen“ seiner Verse tragen. So sagte der dann sehr behagliche schwerhörige Mann, und es war durchaus gleichgültig, daß er die purpurnen Verse mit deutlich sächsischem Tonfall sprach. O saeculum! O litterae! Dabei stand der Siegespreis von einem Pentathlon des Sedanfestes, ein Uhrhalter, jahrzehntelang auf meinem Nachttisch, bis der haltende Niet verrostet war.

Unter der Hand ist mir aus dem Brief . . . eine Art Bekenntnis geworden. Nehmen Sie es, bitte, hin als einen Tropfen aus einem übersießenden Herzen . . . Ich weiß nicht, wie sich die Zukunft St. Ufras gestalten wird; daß meine Wünsche dahin gehen, es möge ein humanistisches Gymnasium bleiben, werden Sie verstehen. Während meiner sechs Alumnatsjahre habe ich mit den herrschenden Gewalten oft in bitterer, meist — aber nicht immer! — törichter Fehde gestanden. In der Gesamtheit der Eindrücke aber verwandelt sich mir jener Segenat immer mehr mit all seinen Lichtern und Schatten in eine aurea aetas. Möge es den jetzigen und kommenden Schülergeschlechtern ähnlich ergehen!

Rudolf G. Binding über den Deutschen und den humanistischen Gedanken.

(Aus einer Rede, gedruckt bei Rütten & Loening, 1937.)

Wir sehen in der humanistischen Bildung eine gerechte Forderung des Staates — nicht gegen alle, aber gegen die Geistigen. Er fordert vom Deutschen nicht nur den ganzen Menschen, sondern auch den ganzen Menschen höchster Möglichkeit. Wir sind stolz darauf. Wir sind vorbereitet von unserer Seele, und wir wissen, daß es der humanistische Gedanke ist, der uns vorbereitete, als er in unsere deutschen Seelen fiel. . . . Wir wissen, daß wir ohne humanistische Bildung, den vollen Besitz der beiden großen angeblich toten Sprachen, den Wettstreit mit anderen Nationen, die sie beherrschen und teilweise — wie die englische — uns darin überlegen sind, auf geistigem Gebiete nicht zu bestehen vermögen. Es ist, als ob wir an unserer geistigen Aufrüstung etwas versäumt, wenn wir hierin hinter anderen Völkern zurückbleiben. Damit bleiben wir auch hinter uns selbst zurück. —

Sie, die Freunde des humanistischen Gymnasiums, aber nicht Sie allein und nicht wir allein, erkennen Deutsches und Griechisches in unserer Seele in irgendwelcher noch so geheimnisvollen Weise vereint an, — und die Neigung dazu darf jedenfalls nicht gescholten werden. Es ist sicher aus der ganzen Erscheinung und der Geistwerdung des deutschen Humanismus, besonders in seiner gültigsten Aufnahme durch die Reihe unserer großen Dichter, zu entnehmen, daß sie nicht nur eine bloße Begegnung zweier fremder Welten war, die sich kennen und lieben lernten. Sie ist auch heute diese Begegnung nicht. Sie ist ebenso nicht nur eine Wahlverwandtschaft, die man freudig entdeckt und wahrnimmt. Sie ist nicht lediglich oder auch nur in der Hauptsache eine Sehnsucht von und nach einem nie ganz Erfüllbaren. Sie ist am allerwenigsten ein Hunger nach Bildung. Ihr Geheimnis ist tiefer. Und wie eine Gewißheit überläuft es uns, wenn wir lesen: „Wir fühlen eine Sehnsucht nach dem, was wir im Stillen schon besitzen.“ So heißt es in großartiger ahnender Wahrheit in einer Tagebuch-Aufzeichnung Goethes. — Solchem Wort ist dann freilich nichts mehr hinzuzufügen. Es ist die Wahrheit des Erlebten in ihm. Und wenn es einer unserer deutschen Dichter in solcher Weise erlebte und aussprach, so sprach er nur Latentes, Geheimes, ein bisher Unausgesprochenes, eine nur lebendige Wahrheit aus. Er hob das Geheimnis ans Licht.

Ein Urteil über St. Afra aus dem 18. Jahrhundert.

Joh. Aug. Müller, Lehrer und späterer Rektor von St. Afra, schreibt 1787 in seiner „Geschichte der Churfürstlichen Fürsten- und Landschule zu Meissen“ unter anderem:

Ich weiß wohl, daß diese eingeschränkten klösterlichen Schulanstalten ist weniger, als jemals gefallen wollen. Viele meynen, dies sey ein sclavischer

Zwang, der den Geist niederdrücke, und dessen Thätigkeit hemme. Ich will auch gerne einräumen, daß nicht jede Gemüthsart sich für dieselben schicke. Träge und unthätige, oder auch unbändige und mehr zu Ausschweifungen, als zu den Wissenschaften geneigte Gemüther finden hier freylich ihre Rechnung nicht. Man trägt sie eine Zeitlang mit Geduld, und sucht sie zu bessern, aber wenn sie sich nicht bequemen wollen, sich den Absichten der Stiftung gemäß zu bezeigen, so wird eine Absonderung nothwendig. Indessen mußte gleichwohl ein Würdigerer der Landesherrlichen Wohlthat entbehren. Man hätte sie mit der Schule, oder vielmehr die Schule mit ihnen, verschonen sollen. Es kann nichts unbilliger seyn, als wenn bisweilen Eltern, die selbst bey ihren Kindern nichts auszurichten vermögen, dieses für das letzte Mittel ansehen, sie in eine Fürstenschule zu bringen. Denn da, meynen sie, müßten sie doch nothwendig etwas lernen, und gut thun. O nein, sie müssen nicht, wenn sie nicht wollen, und Fürstenschulen sollen nicht Zuchthäuser seyn. Aber man bringe nur unverwöhnte, fähige und lehrbegierige Kinder; sie werden sich die billigen Einschränkungen, die ohnedem in der Ferne lästiger scheinen, als sie es in der Nähe sind, bald und gern gefallen lassen; mit ihren Kenntnissen wird ihr Geschmack an den Wissenschaften wachsen, und bey dem Mangel an Zerstreuungen werden sie mit immer regern Eifer ihre Kräfte ganz und ungetheilt auf die Studien verwenden. Wir haben viele gekannt, welche mehrere Freyheit haben konnten, aber derselben lieber entsagen, als sich von ihren Lieblingsbeschäftigungen losreißen wollten. Sie vergessen gleichsam auf einige Zeit die große Welt, und schränken sich in die engen Gränzen ihres kleinen Staates ein, wo sie alles zum Fleiß auffordert. Eine den Fürstenschulen eigene Anstalt ist auch diese, daß es für die obern Schüler Pflicht ist, den untern nachzuhelfen, und sie in den Nebenstunden zu unterrichten. Dieses öffentliche Zutrauen ist eine Art von Belohnung, und muß einen wohlgearteten Jüngling aufmuntern, sich durch Fleiß und Treue dessen würdig zu machen. Sie selbst finden dabey Veranlassung, sich in den Grundlehren mehr zu befestigen, oder das, was sie vormals selbst versäumt hatten, nachzuholen, und sich bezeiten an einen ordentlichen Vortrag zu gewöhnen, welches in ihre künftige Bestimmung oft einen großen Einfluß hat. Nicht zu gedenken, daß dieses eine erwünschte Gelegenheit für sie ist, sich andere auf ihr ganzes Leben zu verbinden. Der Schauplatz verändert sich, und oft befehlen in der Folge eben dieselben denen, welchen sie vorher gehorchten. Mancher hat sich noch in seinem Alter mit dankbarem Vergnügen der treuen Sorgfalt seines Obergefallen erinnert, und sie ihm oder den Seinen vergolten.

Wie viel es auch zu Beförderung eines ununterbrochenen Fleißes befrage, daß die Schüler täglich und hinlänglich gepflegt werden, und sich dadurch über Sorgen für ihren Unterhalt und über die Nothwendigkeit, sich denselben durch beschwerliche und zerstreuende Nebenarbeiten zu verschaffen, hinweggesetzt sehen, kann jeder leicht selbst ermessen.

Ein Besuch Goethes in Meissen.

Schon 1767 in seiner Leipziger Zeit ist Goethe auf einem Ausflug nach Dresden durch Meissen gekommen, ohne sich hier länger aufzuhalten. Aber erst 1813 hat er auf seiner Reise nach Teplitz in Meissen Station gemacht, hat Meissen besichtigt und im Gasthof zum Ring übernachtet. In einem Brief an seine Gattin Christiane (Großherzogin-Sophien-Ausgabe 4, 23 Brief Nr. 6554) gibt er einen anschaulichen Bericht von seinem Meissner Aufenthalt. Es ist dies der ausführliche, an mehreren Tagen geschriebene Brief, in dessen erstem Teil er von seinem Besuch des Naumburger Doms erzählt (17. April). „Wir gelangten jedoch glücklich in das alttheilige, nunmehr vermodernde Gebäude, woraus wir gern einiges durch Kauf, Tausch oder Plünderung an uns gebracht hätten. Unter den Schnitzwerken der Chorstühle sind sehr hübsche Gedanken.“ Goethe erwähnt dann noch Reste alter schöner Glasmalereien, einen Teppich und das steinerne Bild des Bischofs Gerhard von Goch. Von den jetzt weltberühmten Reliefs am Lettner wird nur gesagt: „Uralte Hautreliefs, gleichzeitig mit dem Kirchenbau. Sie stellen in einem Fries die Passion vor, sind höchst merkwürdig. Ich erinnere mich keiner ähnlichen. Doch konnte ich sie nicht scharf genug sehn und wüßte nichts weiter darüber zu sagen: denn wir eilten freilich wieder aus dem Heiligthume, wo es aus mehr als einer Ursache feucht, kalt und unfreundlich war. Solche Räume, wenn sie nicht durch Kesselpfeiler erwärmt werden, sind höchst unerfreulich.“

Die Stifterfiguren, in denen wir jetzt einen Höhepunkt deutscher Kunst des Mittelalters und der deutschen Kunst überhaupt erblicken, hat Goethe — wie sein ganzes Zeitalter — mit Bewußtsein gar nicht gesehen. Fast bligartig enthüllt dieses unscheinbare Vorkommnis die ganze Tragik deutschen Schicksals. Was so wohl bei keinem anderen großen Volke Europas möglich gewesen wäre, das geschieht hier: Einer der größten Söhne des deutschen Volkes, der seinem tiefsten Wesen dichterischen Ausdruck verliehen hat wie kaum ein anderer, sieht — und wie er ganze Jahrhunderte — gleichgültig hinweg über das vielleicht Vollendteste plastischer Gestaltung, was dieses Volk geschaffen hat. Zudem: der große Verehrer der bildenden Kunst der Antike verkennet die Kunst eines Jahrhunderts, dem in seinem bildnerischen Schaffen die Antike innerlich nahe war wie kein anderes plastisches Zeitalter der Deutschen. Doch dem nachzuaehen, ist ein Stück deutscher Kulturgeschichte und führt auf ein weites, weites Feld. — — —

Am 19. April gegen Abend passiert Goethe in Meissen ein. Er schreibt:

„Von einer gar freundlichen Abendsonne beleuchtet sahen wir das schöne Elbthal vor uns und gelangten zu rechter Zeit nach Meissen in den Ring. Ein großes Fourage Magazin gegenüber versorgten unzählige Fuhrer, weshalb die Wagen den ganzen Platz einnahmen. Eine Wittve mit zwey Töchtern versorgte den Gasthof in dieser schweren Zeit, die jüngste erinnerte mich an eure glückliche Art zu seyn. Sie erzählte die Verbrennung der Brücke mit großer Gemüthsruhe und wie die Flamme in der Nacht sehr schön ausgesehn habe. Die zusammenstürzende Brücke schwamm brennend fort und landete am Holzhof, weil aber nicht das mindeste Lüftchen wehte, so erlosch alles nach und nach. In anderthalb

Stunden war das ganze Feuerwerk vorbei. Ferner erzählte sie von den Kranken und Gefangenen, die sie gespeiset hätte, von der Einquartierung in den letzten Zeiten, wie die Cosacken ihre Pferde abgefattelt, sich in Röhre gesetzt und die Pferde nachschwimmen lassen. Das war alles vorgegangen und Meissen befand sich vor wie nach. Dieß ist's was am meisten aufheitert, wenn man an Orte kommt, wo der Krieg wirklich getobt hat, und doch noch alles auf den Füßen findet.

Dienstag der 20. war ein sehr angenehmer und unterrichtender Tag. Vor allen Dingen bestiegen wir das Schloß und besahen uns zuerst die Porcellanfabrik. Die Vorrathssäle nämlich. Es ist eigen und beynah unglücklich, daß man wenig darin findet, was man in seiner Haushaltung besitzen möchte. Das Übel liegt nämlich darin. Weil man zuviel Arbeiter hatte (es waren vor 20 Jahren über 700) so wollte man sie beschäftigen und ließ immer von allem was gerade Mode war, sehr viel in Vorrath arbeiten. Die Mode veränderte sich, der Vorrath blieb stehn. Man wagte nicht, diese Dinge zu verauctioniren oder in weite Weltgegenden um ein Geringes zu versenden und so blieb alles beisammen. Es ist die tollste Ausstellung von allem was nicht mehr gefällt und nicht mehr gefallen kann, und das nicht etwa eins, sondern in ganzen Massen zu hunderten ja zu tausenden. Jetzt sind der Arbeiter etwa über 300. Hauptmann von Wedel, ein Bruder unsers guten Oberforstmeisters, hat die Direction, freute sich sehr einen Weimaraner zu sehn und war äußerst gefällig. Hinter den wohlgeputzten Scheiben einer Wohnung auf dem Schloßplatze sahen wir eine von den lieblichsten Erscheinungen. Ein schönes Mädchen, von etwa 4 Jahren, wurde eben zum 3. Fevertage von der Mutter angezogen und stand auf dem dunkeln Grunde wie ein Porträtchen, das van Dyk und Rubens nicht schöner hätten malen können. Die Schönheit des Kindes, die günstige Beleuchtung, der dunkle Grund, der Firnis des Glases, alles trug dazu bey, daß man sich nicht satt sehen konnte, und als ihr nun die Mutter das Halskräuschen umlegte, war das Bildchen völlig fertig. Während der ganzen Zeit sah sie uns an und schien beynah zu empfinden, daß es was Artiges sey, so aufmerksam angesehen zu werden. Der Dom*, der auf demselben Platze steht, hat aus mehreren Ursachen äußerlich nichts Anziehendes, inwendig aber ist es das schlankste schönste aller Gebäude jener Zeit, die ich kenne, durch keine Monumente verdüstert, durch keine Emporkirchen verderbt, gelblich anaestrichen, durch weiße Glasscheiben erhellt, nur das einzige Mittelfenster des Chors hat sich bunt erhalten. In eben dem Chor waren mir auffallend und neu die aus Stein gehauenen Baldachine über den Sitzen der Domherrn. Es sind Capellen und Burgen die in der Luft schweben und das Geistliche mit dem Ritterlichen wechselt immer ab. Eine höchst schickliche Verzierung, wenn man denkt, daß die Domherren altritterlichen Geschlechts waren und die Capellen ihren Thürmen verdankten. Ich habe mir gleich eine Zeichnung davon gemacht, die den ganzen Begriff liebt, den man durch Beschreibung niemanden geben kann.

Zum Frühstück ward ein Karpfen mit pohlischer Sauce genossen.

* Goethe hat am 20. April auch seinen Namen in das Fremdenbuch des Meissner Doms eingetragen. (Verh. Mitt. des Vereins f. Geschichte d. Stadt Meissen. Bd. V.)

wie er uns den Abend vorher schon trefflich geschmeckt hatte. Ich besah noch die Pfeiler der abgebrannten Brücke und fuhr um halb 1 ab. Bey halb bedecktem Himmel war die Luft kühl und doch Sonnenblicke so reichlich, daß wir die verträglichste Fahrt hatten. Wir zogen über die neugeschlagene Schiffbrücke und dann an dem rechten Ufer der Elbe hin, das über alle Begriffe kultiviert und mit Häusern bebaut ist, die erst einzeln, dann mehrere Stunden lang zusammenhängend, eine unendliche Vorstadt bilden.“

Mitgeteilt von Hesse.

Wilhelm Dilthey) Von deutscher Dichtung und Musik.

1933. Verlag B. G. Teubner.

Eine Buchbesprechung.

Wer Dilthey's Aufsätze über Lessing, Goethe, Novalis und Hölderlin, zusammengesamt unter dem Titel „Das Erlebnis und die Dichtung“, kennt und schätzt, der wird auch mit großer Freude zu diesen Studien greifen, die 22 Jahre nach dem Tode Dilthey's aus seinem Nachlaß herausgegeben worden sind. Allerdings stellen diese Studien keine ganz leichte Lektüre dar, sie setzen einiges an Kenntnis der deutschen Geistesgeschichte voraus, sie setzen auch die Neigung voraus, in die Tiefe führenden philosophischen Gedankengängen willig zu folgen. Aber dem, der sich mit innerer Sammlung und Muße in diese Aufsätze zu versenken vermag, werden sie auch ihre ganze Fülle und ihren ganzen Reichtum erschließen. Nicht nur der Germanist, der Historiker, der Philosoph wird aus diesen Studien reiche Belehrung schöpfen, sondern jeder Gebildete, der sich für den geistigen Werdegang seines Volkes und den Ausdruck, den sich die deutsche Seele im Laufe der Jahrhunderte geschaffen hat, ernsthaft interessiert, wird aus den feinsinnigen Betrachtungen hohe Freude und tiefe Beglückung gewinnen. Er wird dem Buche köstliches danken.

Am Beginn des Werkes steht die grundlegende Studie: Die Germanische Welt. Hier sucht Dilthey das Wesen germanischer Art zu erfassen und die innige Verbindung zu zeigen, die Germanentum und griechisch-römische Kultur geschlossen haben. Aus dem Ringen dieser beiden Kräfte, der Mächte des Blutes und der Seele mit der Macht des Geistes, ergibt sich die Synthese deutschen Wesens, die immer wieder in fruchtbarer, oft aber auch leidvoller Auseinandersetzung errungen werden muß. Ein Gang an Dilthey's Hand durch die Geschichte des deutschen Geistes wird uns auch helfen, ein gerechtes Urteil über das Eingreifen von Antike und Christentum in unsere Entwicklung zu finden. Dilthey sieht, daß dadurch eine Entwicklung des Germanentums ganz aus sich selbst heraus abgebrochen worden ist und eine fremde Macht in unserer Geistesgeschichte wirksam geworden ist. „Tiefes Leiden wurde dadurch in unsere Entwicklung gebracht. Wie langsam und schwer, wenn man sie mit der der alten Nationen vergleicht, fand sie insollgedessen statt! Wehmütig gewahrt der Historiker alle die einzelnen Leiden, die der Nation aus diesem

Bruch mit ihrem historischen Wesen erwachsen.“ Aber er fährt doch fort: „Eben der Widerspruch, der schon in dem germanischen Wesen eintrat, forderte eine Lösung, die über eine in sich geschlossene nationale Entwicklung unsere Nation einem wenn auch spät erreichten, doch höheren Ideal des Lebens, Zusammenhang der Seele, Bewußtsein von der Bedeutung des Lebens entgegenführen mußte.“

Dieser Entwicklung geht nun Dilthey liebevoll in der umfassenden Studie „Die ritterliche Dichtung und das nationale Epos“ weiter nach. Sie ist reich an feinsinnigen Bemerkungen im einzelnen und an großen Durchblicken durch Jahrhunderte und ganze Kulturzeitalter. Hier ist es vor allem die tiefdringende Würdigung von Wolframs Parzival, die uns im Rahmen der Bildungsgeschichte des deutschen Geistes besonders anzieht. Dilthey sieht im Parzival „einen Knotenpunkt in der Geschichte des deutschen Geistes“. Er sieht in der Frömmigkeit Wolframs eine, wie man jetzt sagen würde, „arteigene“ Religiosität, eine echte und tiefe Verbindung und Veröhnung germanischen und christlichen Geistes; nicht mehr Abkehr von der Welt fordert Wolframs Auffassung von der Frömmigkeit, wie dies im allgemeinen die kirchliche Religiosität des Mittelalters getan hatte, sondern Entwicklung innerhalb der als wertvoll erlebten und anerkannten Welt zum christlichen Ideal, dessen Symbol das — nicht an Rom gebundene — Gralsrittertum und Gralskönigtum ist. In der Ferne läßt uns die Betrachtung das Lebensideal Huttens vom Kampf für eine neue christliche Gesellschaft schauen, ebenso Luthers Auffassung des Christentums als einer Macht, die innerhalb der Weltlichkeit wirkt, und schließlich das religiöse Bekenntnis Goethes im Faust: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“

Im nationalen Epos lebt dagegen, im innersten Kern noch unberührt, besonders im Nibelungenlied, der Geist des germanischen Heldenzeitalters fort, der jetzt erst, in einer späten Zeit, seine künstlerisch reife und endgültige Gestaltung findet — in dieser Form und Technik ohne die höflich-ritterliche Dichtung allerdings unmöglich. In den Gestalten des Nibelungen- und Gudrunliedes sehen wir das innerste Wesen germanischen Seelentums verkörpert und in ihrem Schicksal den ergreifendsten Ausdruck germanischer Welt- und Schicksalsauffassung, nur durch den leichten Schleier einer späteren kultivierteren, aber auch weniger ursprünglichen Zeit verhüllt. „So hat wenigstens das Nibelungenlied an poetischer Kraft in unserer ganzen Literatur nicht seinesgleichen. Und indem das Ethos unseres Volkes rein und lauter in ihm zum Ausdruck gelangte, erhält es besser, als jede Geschichtserzählung tun kann, deutsches Dasein in seinen einfachsten und stärksten Zügen im Bewußtsein der Nation. So hat insbesondere das Nibelungenlied eine über jede dichterische Wirkung weit hinausragende Bedeutung für das Bewußtsein unserer Nation von sich selbst.“ Feinsinnige Vergleiche zwischen Ilias und Nibelungenlied zeigen Gemeinsamkeit und Sonderart der beiden großen Epen sehr eindrucklich.

Was Wolfram in seinem an das Wort gebundenen Kunstwerk im Gralsymbol nur andeuten konnte, die ganze Mystik deutschen Christentums, das gewinnt seinen letzten Ausdruck in der großen deutschen protestantischen Musik, gewinnt ihn vor allem in den Kantaten Bachs. Über die

deutsche Musik des 18. Jahrhunderts handelt der dritte Aufsatz Dilthey's. Auch hier geht der große Kulturphilosoph den Ausprägungen deutscher Seelenhaftigkeit und Innerlichkeit nach, mit dem feinsten Verständnis für die Sonderart der Musik und doch mit dem Blick auf den großen Wirkenszusammenhang, in dem alle Arten menschlicher Schöpferfähigkeit beschlossen sind. Mit einer kurzen Betrachtung des inneren Verhältnisses von Beethoven zu unseren großen Klassikern, besonders zu Schiller, schließt die Abhandlung.

Klopstock, Schiller, Jean Paul sind die Genien, deren Wesensart und Wirken Dilthey in der letzten Aufsatzgruppe in den Kreis seiner Betrachtung zieht. „Klopstock ist eine nordische Natur . . . In ihm bricht der germanische Geist mit innerer Mächtigkeit durch: Der Sinn für die unfassliche, unbestimmte Größe, das Heroische, das über jede Form und Gestalt hinausgehende Gefühl. Er ist hierin den tiefsten Offenbarungen der germanischen Musik verwandt, die unmittelbar vor ihm und neben ihm in Bach und Händel hervortrat.“ Tief fand er „in sich das Verhältnis seines religiösen Lebens zur Geschichte der Erlösung, das seines nationalen Bewußtseins zur germanischen Vergangenheit . . .“. Wir zitieren, um recht deutlich hervortreten zu lassen, wie Dilthey in diesen Abhandlungen, die erst nach seinem Tode zu einer äußeren Einheit zusammengefaßt worden sind, bei aller liebevollen Versenkung in verschiedenartige Zeiten und menschliche Individualitäten und ihre Eigenart immer die Auswirkung der großen Kräfte, die unsere geistige Geschichte bestimmen, in allen Einzelercheinungen verfolgt. Wir spüren die Verbindung mit den Gedanken des ersten Aufsatzes und bewundern, wie Dilthey das, was uns oft als isoliert und für sich stehend erscheint, als Eines zu schauen vermag. Es ist in seiner wesenhaften Einheit die Offenbarung der deutschen Seele, die in der geschichtlichen Entwicklung um ihren Ausdruck ringt.

Und wie vermag uns Dilthey in dem wundervollen Aufsatz über Schiller zu packen und zu ergreifen! Wie vieles sehen wir an Schiller mit seiner Hilfe, wie wir es so noch nicht gesehen, und wie wird für Dilthey Schillers Person, sein Leben und sein Werk eine notwendige innere Einheit! Es ist der heroische Schiller, den Dilthey uns weist: Der Hauptzug seines Wesens ist Größe. Dieser großen Seele genügt nichts, was ihr nicht gewachsen ist. — In diesem Schilleraufsatz sagt nach unserer Kenntnis Dilthey das Tiefste, was seit Goethes und Wilhelm von Humboldts Tagen über unseren großen deutschen Dichter gesagt worden ist. Und fast prophetisch muten uns heute die am Eingang stehenden Worte an, etwa vor einem Menschenalter geschrieben: „Die Zeiten werden wiederkommen, in denen ein verwandter Geist der Gesellschaft Schiller begegnen wird.“

Der Band ist herausgegeben von den Dilthey-Schülern Hermann Nohl und Georg Mich, die in einem kurzen Vorwort über ihre Redaktions-tätigkeit Rechenschaft ablegen. Vorangestellt ist den Studien der Nachruf Hugos von Hofmannsthal auf Wilhelm Dilthey, der Wesen und Wirken des „größten Historikers der Geistesgeschichte seit Hegel“ in dichterischen Worten deutet.

Hesse.

Ein Skifonntag in den „Adirondacks“ (USA.).

Ein Gruß über den Atlantik an die alma mater,
geschrieben von Leopold Christensen, Nr. 27, stud. rer. techn.,
Austauschstudent in Troy, USA., Frühjahr 1937.

Skifahren ist an meinem College jetzt Trumpf. Es ist erstaunlich, welches Interesse und welche Begeisterung das ganze „Campus“ für diesen Wintersport aufbringt. Der Skiclub ist erst vor kurzem gegründet worden, und schon hat er die Aufmerksamkeit aller auf sich gelenkt. — Die technische Hochschule kauft ein „Skicamp“ in den benachbarten „Alps“. Skifarnevale und Skiwettkämpfe werden angesagt, ein festlicher „Snow-ball“ wird veranstaltet, ja sogar im Playhouse stellt sich Schülerschaft und Dozentenschaft gemeinsam der Bühne zur Verfügung; der Reinertrag dieses bunten Theaterabends gilt auch — dem Skiclub. Aber ein wesentlich Teilnehmer streift. Der Schnee selbst läßt sehr auf sich warten. Also sind wir gezwungen, unseren Wintersportplatz trotz eigenen camps und aller Vorbereitungen in eine entferntere Gegend zu verlegen — in die Adirondacks, das Skiparadies Amerikas!

Es herrscht schönsten Frühlingswetter hier in Troy, meinem derzeitigen Aufenthaltsort — Troy ist eine kleinere Industriestadt am oberen Hudson —, als wir eines Sonntagsmorgens „schwer ausgerüstet“ mit einem 100-PSer gen Norden starten. Wälder und Seen ziehen an uns vorüber. Man fühlt sich einsam in dieser endlosen Landschaft. Nur aller halben Stunden kommt mal wieder eine kleine Ortschaft. Nur auf der Landstraße ist Leben. Ununterbrochen hasten die schweren Wagen vorüber. Nachdem etwa 100 Meilen unter den Rädern dahingerollt sind, jangen unsere Gesichter an zu strahlen: Schnee — wirklich Schnee! Nicht sehr viel, aber die Landschaft sieht weiß aus — und wir waren bescheiden geworden. — 50 Meilen von „Lake Placid“ entfernt, dem amerikanischen Winter-Olympia, sind wir am Ziel in einem kleinen Dorf am Ausgang eines Tales. Und nun tun wir, was alle tun, was wir aber bei uns daheim zumindest als unsportlich bezeichnen würden. Man schnallt nicht die Skier an und beginnt den Aufstieg, sondern man wartet auf den „Skibus“ oder nimmt eine Taxi und ist nach einer Stunde bereits am Gipfelrestaurant! Eine „Skitour“ kann man das nicht gerade nennen. Aber Bergsteigen und Wandern auf Skiern erspart man sich. „There is no fun“, und außerdem ist es zu zeitraubend! Man will möglichst oft am Tage die Freude einer mühelosen Abfahrt genießen. Wo kein Bus verkehrt, hängt man sich an das „rope“, das endlose Transportseil für „Skisportler“, und läßt sich in kurzer Zeit wieder an den Ausgangspunkt am Gipfel bringen.

Hier oben herrscht äußerst reges Leben. Es scheint, daß dieser Platz auch für „dates“ recht bevorzugt wird. Es „wimmelt an Skifasern!“ Ich kann mich nicht entsinnen, viele von ihnen auf Skiern gesehen zu haben. — Der Blick vom Gipfel ist schön. Weit liegt das verschneite Gebirge vor uns. Die Sonne wirft ihre Schatten in die Täler. Am Horizont, weit in der Ferne, verschmelzen Schneeberge und Himmel. Meine Gedanken wandern weiter über den Ozean nach der Heimat! Ich

stehe irgendwo in den Alpen und schaue über die lieblichen Täler — nein, man kann es nicht vergleichen! — Aber nun geht es auf die „trails“. Diese sind meistens recht ordentlich. Ich habe in verschiedenen Gegenden wunderbare Abfahrten mitgemacht. Gepflegte, wohlausgebaute Abfahrts-skiwege! Mehrere solche trails führen zu Tal. Auf einer Skikarte erkundigt man sich genau über Steigung, Kurven, Länge und erforderliche Skitechnik und wählt dann entsprechend einen „expert“, „intermediate“ oder „trail for beginner“. Es wird dem Skifahrer jede Mühe abgenommen! Aber eins hat uns die Karte doch nicht verraten, das ist die Vereisung des trails. Die erste Abfahrt kostet uns bereits zwei Skiopfer. Vereiste Kurven sind wie Wasserfälle! Nach sieben Meilen langer Abfahrt sind wir wieder im Tal. Zwei von unserer Gruppe aber werden vermißt. Nach dreiviertel Stunden kommen sie nacheinander „angehumpelt“. Der Arzt im Dorfe verdient sich darauf zwei Dollar an einem verrenkten Knie. Das Hauptvergnügen aber kommt noch!

Es ist allmählich Nachmittag geworden. Wieder kommen wir in herrlicher Fahrt einen anderen trail herabgefahren. Plötzlich stellen wir fest, wir haben den Anschluß an die Gruppe verloren. Wir waren nur noch zu zweit. Verlaufen ist bei diesen zahlreichen Abzweigungen und Kreuzungen nicht schwer. Es bleibt nach längerem Warten nichts anderes übrig, als den Weg zurückzugehen. Einundeinhalb Meilen sind wir wieder bergauf gestiegen, es wird dämmerig, die Gruppe aber ist verschwunden! Wir wissen nur, acht Kilometer von uns entfernt, irgendwo da unten im Tale steht unser Wagen. Aber jeder trail führt in eine ganz andere Richtung. Noch während wir beraten, wird es dunkel um uns! Wir nehmen unsere Skier auf den Rücken und treten einen hindernisreichen Nachtmarsch „Richtung Tal“ an. Es wird bald sternklar, aber das Eis ist heimtückisch und der Schnee ist tief. Bei der Suche nach Trinkwasser machen wir besonders enge Bekanntschaft mit einer eingebrochenen Eisdecke. Die Unterhaltung vertreibt uns die Zeit. Später im Dorf erfahren wir, daß es in diesen Wäldern viele schwarze Bären gibt. Die Bevölkerung kümmert sich aber nicht weiter drum. Im Winter schlafen sie, und sie sollen auch sonst für den Menschen nicht gefährlich sein. „Friedliche Tierchen.“ — Gegen acht Uhr abends können uns dann die eifrig Suchenden im Tale empfangen. Ein Uhr morgens sind wir wieder im Campus. Wir beschließen darauf, am nächsten Morgen „blau“ zu machen. Wir glauben jedenfalls, den Schlaf verdient zu haben. Aber Skifahren waren wir nun trotz Frühlingswetters gewesen!

Luftschuchalarm auf St. Afra.

rrr——rrr—— „Hier Befehlsstelle! ——— ich wiederhole: „Feindliche Flieger im Anflug von Dresden — dritte Meldung des Hauptbeobachters — 12.27 — Schluß. . .“ Klar durchschneit die Stimme des Telephonisten den Kellerraum, der Schreiber notierte, der Leiter der Hausfeuerwehr eilte zur letzten Durchsicht seiner vier Brandwachen — die Melder standen startbereit — die Hauspolizei ließ niemand passieren — der Belulei

(Betriebsluftschuchleiter Dr. Hiede) überprüfte seinen Stab — alles war in Ordnung. Denn schon seit 10 Minuten hatte die große Glocke Fliegeralarm verkündet. Die Klassen waren mit ihren Ordnern in die Schuträume, die gewaltigen Gewölbe des Ökonomiehofes, gerückt. Der Verbandsraum war mit der Oberin und ihren Helfern, die sich durch starken Karbolgeruch alle Störungen vom Leibe hielten, besetzt. Im dunklen Keller leuchteten die grünen Binden des Fachtrupps für die Maschinenanlagen und der Entgifter. Alles hiebte der nächsten Meldung des Hauptbeobachters entgegen. Dieser (Dr. Spröbzig) hockte mit Winterpelz, Wollschal, Fernglas, Telephonisten und Melder auf dem Turme der Afrakirche. Nur der Reservetrupp saß unberührt von allem Geschehen in seinem Keller, aus dem nur das eintönige „18 — 20 — 22 — passe“ an die Oberwelt drang. Da — ein neues Klingelzeichen — was bringt es? — „Hier Befehlsstelle 12.30 — Leitungskontrolle“ — hm, hm. — Die zahlreichen Gäste, denen Afra die Übung vorführt, sind unterdessen prüfend durch das Gebäude gegangen, unter ihnen General Schröter, der Leiter des Reichsluftschutzbundes Gau Sachsen, Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden, der Gaufachbearbeiter und die Kreisfachbearbeiter des NS.-Lehrerbundes, sie alle mustern die Räume, ob alle Türen offen, die Fenster aber geschlossen sind, ob überall Eimer und Patschen, Sandkästen mit Schaufeln, Wasserfüßel und . . . rrrr, rrrr, — „Hier Befehlsstelle! — 12.32 — Flieger in Anflug Richtung Burg“. Ein scharfer Pfiff des Belulei gelst durchs Haus — die vier Brandwachen nehmen ihn auf — viermal tönt es wieder — höchste Alarmbereitschaft. — In der Befehlsstelle sind die Gespräche verstummt. Schriill läutet die Glocke: „Ein Flugzeug über der Burg, ein zweites über der Schule, wirft Bombe auf Südflügel — 12.34 —“ Bald nähern sich eilige Schritte, ein atemloser Melder von Brandwache 3: „Auf dem Flachdach ist eine Bombe liegen geblieben, ist auf den Hof geworfen worden, anscheinend unschädlich.“ Der Schreiber notiert, der Leiter nickt, der Melder hastet zurück. — Die Besucher sind unterdessen vom Dache auf den Boden geeilt, vorbei an den Brandwachen (Obersekundanern), die mit ihren Schutanzügen, Stahlhelmen, Schaffstiefeln und Gasmasken weit älter und ernster aussehen, als sie sind. — Wieder die Klingel: „Beim Rückflug zweite Bombe auf Westflügel abgeworfen — 12.36 —“ Der Leiter schießt rasch eine Verstärkung zur Brandwache 4. Doch bald kommt sie zurück: „Start: Rauchentwicklung auf dem Boden über Krüsnacht durch Brandbombe — mit Gasmaske vorgegangen — durch Sand bald gelöst.“ Doch der Leiter will mehr wissen: „Sind auch die Dachbalken geprüft worden?“ — „Jawohl! Nr. 1 ist hoch geklettert und hat mit der Patsche alles abgetastet.“ — „War die Kommission zugegen?“ — „Der Rauch biß so stark in die Augen, daß die Herren bald weitergingen.“ — „Sehr gut“, bemerkte der Leiter, „gehen Sie zu Ihrem Posten zurück.“ — Gerade war die Kommission auf den Hof getreten, da kam eine neue Meldung: „Die Bombe, die vom Dache geworfen war, hat im Hof Holz und Gerätschaften in Brand gesetzt — helle Flamme — 4 Meter hoch.“ Doch schon war wieder die Hausfeuerwehr in Tätigkeit, kriechend ging man vor, durch Leinen gesichert, hinter sich den Eimer mit der Einstechspitze, schon zischt der erste Strahl, bald folgen andere, die große Flamme sinkt zusammen, die schwelenden Balken werden auseinandergezerrt, das Feuer wird ausgeschlagen. Der Hauptbeobachter

meldet: „Flieger verschwunden in Richtung Döbeln -- 12.41.“ Der Leiter geht das Haus ab nach etwa verborgenen Schäden, doch nichts findet sich, das Signal der Entwarnung ertönt. Die Schutträume entleeren sich, die Telephonanlage zum Kirchturm wird abmontiert, die Klassen kehren ins Alumnat zurück, sorglich meiden sie die mit gelben Fahnen bezeichneten gefährlichen Stellen des Hofes, die 50 Besucher schreiten zur Beratung, und auf dem Hofe schallt nur der einsame Schritt der Brandwache.

Doch oben sind die Besucher des Lobes voll für Organisation und Leistung, gerührt aber wird vor allem das sichere und geschickte Arbeiten der jugendlichen Brandwachen, Anerkennung findet auch die tadellose Disziplin der gesamten Schülerschaft. Die Übung, die ein Vorbild für andere Übungen an den sächsischen Schulen sein sollte, hat nach dem Urteil der Sachverständigen ihren Zweck voll erfüllt und Mühe und Proben gelohnt. Auch hier gilt: „Pro patria est, dum ludere videmur.“

Dr. Hansen.

Blätter der HJ.

Der bisherige Führer der Gefolgschaft:

Es ist nun die Zeit gekommen, da wiederum ein neuer Jahrgang die Führung der Gefolgschaft auf seine Schultern nimmt und da für uns die Stunde des Abschiedes von einem Jahre voller Arbeit schlagen wird. Wie wohl nun leise Trauer in uns ist, denn jetzt erst spüren wir es deutlich, wie sehr wir mit der Gefolgschaft, ihrem Wege und Leben verbunden sind, unzertrennlich für alle Zeit, so ist dennoch große Freude in uns, weil wir wissen, daß die Gefolgschaft, so wie sie es stets tat, weiter marschieren wird. Jeder Führer der Gefolgschaft steht nicht allein, als einer, der nun jedesmal neu am Uferte der Schöpfung begänne, sondern ist Glied jener Kette all derer, die vor ihm die Gefolgschaft führten und die ihm nachfolgen werden. Wir glauben, die Gefolgschaft ein Stück weitergebracht zu haben auf unserem Wege des vergangenen Jahres, und wir haben die frohe Überzeugung, daß nach uns Gleiches getan wird. Darum scheiden wir trotz aller Wehmut des Abschiedes freudig aus unserer Arbeit.

Und wir wissen auch das andere: Wir alle bleiben eine feste Gemeinschaft, wir laufen nicht auseinander in alle Winde, jeder wird an seiner Stelle dienen am großen Werke der Deutschen. Ein festes, breites Band verbindet uns alle miteinander, welches durch nichts wird unterbrochen werden können! So möge die Gefolgschaft nun die Arbeit eines neuen Jahres aufnehmen und still und unverdrossen ihre Pflicht erfüllen! Die scheidende Führung will aber nicht vergessen, ehe sie sich endgültig verabschiedet, besonders der Elternschaft zu danken für das große Vertrauen, welches ihr geschenkt worden ist. Aber auch allen alten Kameraden und vielen Altschülern haben wir Dank zu sagen. Wir glauben, hoffen zu dürfen, daß auch im kommenden Jahre ein ebensolches Verhältnis zu Elternschaft, alten Kameraden und Altschülern sein wird!

Der neue Führer der Gefolgschaft:

Jedes Jahr übernimmt ein neuer Gefolgschaftsführer und eine neue Unterführerschaft die Verantwortung für die zukünftigen Geschicke der Gefolgschaft. Die Arbeit, die in vergangenen Jahren geleistet wurde, ist der Grund, auf dem sich die Arbeit in der Gefolgschaft jetzt und in aller Zukunft aufbauen wird. Ein Ziel steht uns vor Augen, mögen auch die Wege, die beschritten werden, zuweilen andere sein. Wird auch unsere Arbeit in diesem Jahre nichts als eine Fortsetzung des Begonnenen sein, so wird sie im einzelnen aber doch etwas Neues und Eigenartiges darstellen. Denn wir sind es nicht gewohnt, auf den Erfolgen geleisteter Arbeit auszuruhen, sondern das, was geschaffen wurde, verpflichtet uns, weiterzuarbeiten. Jeder Stillstand würde einen Rückschritt bedeuten. Die Arbeit liegt noch vor uns. Wir brennen darauf, es unseren Vorgängern gleichzutun. Die Ziele, die wir uns gesteckt haben, sind hoch. Doch ist kein Ziel so hoch, daß man ihm nicht nahe kommen könnte.

Uns liegt daran, eine Verbindung zu den Eltern unserer Jungen zu haben, und darum ist es uns ein Bedürfnis, hier an dieser Stelle den Eltern kundzutun, was wir in der Gefolgschaft getan haben und was wir zu tun gedenken. Der erste Bericht erzählt noch einmal von dem Höhepunkt, den die Arbeit der Gefolgschaft im vergangenen Jahre hatte: der Südländfahrt. Lange wird die Gefolgschaft noch schöpfen aus den Kräften, die die Jungen von der Fahrt mitgebracht haben. Der zweite Bericht erzählt vom Abschiedsdienst der Primaner. Noch einmal wurde von den Jungen alles verlangt, um ihre Kameradschaft zum Siege zu führen. Es war dies der letzte Dienst in den alten Einheiten und zugleich Abschluß des Kameradschaftswettkampfes. Die Einheiten sind nach der Umgestaltung der Gefolgschaft im wesentlichen dieselben geblieben, um sie nicht unnötig auseinanderzureißen. Im Frühjahr wird dann der Nachwuchs aus dem Jungzug die Lücken, die durch das Ausscheiden der Abiturienten entstanden sind, wieder ausfüllen. Der Jungzug ist auf das engste mit der Gefolgschaft verknüpft, darum soll auch in der nächsten Zeit an dieser Stelle ein Bericht über das Leben des Jungzuges stehen.

Mittenwald.

Wir sitzen im Zug München — Innsbruck. Die schroffen Gipfel zu beiden Seiten empfangen uns im Werdenfeller Land — Partenkirchen taucht auf. Noch eine Steigung ist zu überwinden, dann liegen Mittenwalds schwarze Dächer vor uns. Aber der erste Blick gilt nicht ihnen, sondern den majestätisch ragenden Formen des Karwendels, der das Dorf so gedrückt und so an ihn gelehnt erscheinen läßt. Nicht gerade freundlich ist der Empfang, den Mittenwald uns bereitet: Es gießt in Strömen. -- Uns aber erschien das Morgen so strahlend hell, daß wir uns nicht um die triefenden Haare und Hemden kümmerten. -- Und als sich dann das Grau etwas gelichtet hat und wir in breiter Front durch das freundliche Dorf ziehen, da ist es nur noch „Eberhard“, der unsere Disziplin mit nicht allzu schönen Ausdrücken bewirft -- denn uns kümmert auch das nicht.

Auch Quartier im Heuschöber eines Bauern ist bald gefunden, mit fließendem kaltem Wasser selbstverständlich zwanzig Meter rechts fließt die

Jahr, fünf Meter links vom Schober ein anderer Bach, jagen wir der Steinbach. - Hunger hatten wir - aber kosten durfte es nichts! Denn trotz unseres Devisenreichtums, der in die Zehntausende (Centesimi natürlich) ging, hatten wir kein deutsches Geld mehr. Es reichte gerade zu Brot und Wurst, als wir zusammenlegten. - Als die Karwendelwand rot auf Mittenwald herabglüht, steigen wir langsam hinauf an die Stelle, wo der Wald in kable Felsen übergeht. Von hier aus sehen wir weit hinüber über das Dorf, zum Lautersee und zum Wetterstein. Wir nehmen Abschied von Deutschland. Abschiedschwere und erwartungsfreudige Lieder klingen durch den Wald: Als deutsche Jungen wollen wir den Süden erleben - dann werden wir Deutschland erst recht verstehen und lieb gewinnen können.

Früh schon weckt uns am anderen Morgen die Sonne, die durch das Dachgebälk des Schobers strahlt. Jetzt werden all die Träume dieser letzten Nacht auf deutschem Boden Wirklichkeit werden! - Bei diesem Abschied für einen Monat aber ahnt wohl keiner, daß wir Mittenwald früher schon, und mit ganz anderen Gefühlen, wiederssehen würden. - Dann winden sich die Wagen der Brennerbahn in Serpentinlinien zum Brenner empor. Das tiefblaue Auge des Brennersees begleitet uns über die Grenze.

Der Abschlußdienst der Abiturienten. (31. 10. 37.)

Zum erstenmal waren wir an diesem Morgen hinausgezogen, um die Geländeübung innerhalb der Kameradschaftswettkämpfe abzulegen. Zugleich aber bedeutete dieser Geländedienst für die Primaner den Abschluß ihrer Dienstzeit in der HJ. Am Anfang des Jahntales traten wir weg, um von hier aus in Kameradschaften über die einzelnen Stationen zu gehen. Noch wußten wir nichts über die Aufgabe, doch wie es immer zu sein pflegt, hatten die Gerüchte einander schon überboten, was dieser Dienst alles bringen würde. Als erstes war das Geben und Nehmen von Befehlen durch Winken zu erledigen. Die nächste Aufgabe war das Auffinden einer Meldung in einem bestimmten Waldstück, eine Sache, die bei der Kameradschaft 6 allerdings allerhöchste Empörung auslöste. Und das wohl nicht mit Unrecht! Denn wer sieht einen Befehl tief unter dem aller dichtesten Gestrüpp! An einer Wiese, die wir nach der Karte angelaufen hatten, wurde uns als nächste Aufgabe der Zeltbau gestellt. Wir sechs Jungen von der Kameradschaft 6 hatten zwei Dreierzelte aufzurichten. Es klappte bei uns recht gut, in kurzer Zeit standen zwei ordentliche Zelte. Schließlich mußten wir noch als letztes Geländeausnützung über eine kurze, aber steile Strecke durchführen, und als Abschluß dieses Teiles eine Zielübung, die allerdings nur etwas für die ganz großen Schützen war. Damit hatte die Geländeübung für die Kameradschaftswettkämpfe ihren Abschluß erreicht, wir traten wieder an, der Gefolgschaftsführer verabschiedete mit einigen Worten die Abiturienten der Schar. Es war wohl keiner unter uns, der sich nicht über die schlichte Schönheit dieser neuen Art der Beurteilung gefreut hat. Es war nicht eine Feier mit vielen Worten, wie wir sie früher einmal erlebten; sondern ein Geländedienst, wie wir ihn unendlich oft im Jahntal durchgeführt haben, bildete den letzten der HJ.-Dienste. Und ich glaube, unseren Kameraden wird dieser Dienst stärker in Erinnerung bleiben als eine leere Feier.

Schwarzes Brett.

Stiftungen.

Der Schule wurden von einem Altafraner, der ungenannt bleiben will, 1200. RM. übergeben. Die Zinsen der Stiftung sollen alljährlich einem tüchtigen Sekundaner für eine Ferienreise zur Verfügung gestellt werden.

Die Zinsen der Rektor-Hartlich-Stiftung für das Jahr 1938 sind auf Vorschlag Rektor Hartlichs dem stud. rer. pol. Heinrich Arnold, Nr. 27, als Beihilfe für eine wissenschaftliche Studienfahrt zugesprochen worden.

Herrn Dr. med. Tittel, Leipzig, ist für das Zimmer, das er in seinem Studentenheim einem altafranischen Studenten zur Verfügung gestellt hat, stud. theol. Christian Krause, Nr. 27, vorgeschlagen worden.

Schulische Veranstaltungen.

Der Februarball soll am 5. Februar 1938, Beginn 5 Uhr, stattfinden. Als Entlassungstag der Abiturienten ist der 12. März 1938 in Aussicht genommen. Die Aufnahmeprüfung für die künftigen Unterterntianer ist auf den 31. März und 1. April 1938 festgesetzt.

Nochmaliger Hinweis auf den Elternkreis.

Für die Durchführung der Organisation des Elternkreises sind die örtlichen Gruppen zuständig. Die Anmeldungen der Eltern sind bestimmungsgemäß an den Elternkreis ihrer Heimatgemeinde weitergeleitet worden. Dorthin sind auch alle Anfragen usw. zu richten.

Ein Buch über Friedrich Naumann (Nr. 73) erschienen!

Theodor Heuß, Friedrich Naumann, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 752 S., 8 Bilder. Preis 9.60 RM. Wir behalten uns vor, auf dieses Buch nochmals zurückzukommen.

Mitteilung an die Bezieher des Boten.

Da trotz unserer Mahnungen noch eine Reihe von Beziehern mit dem Bezugspreis für 1937 im Rückstand geblieben sind, werden wir uns erlauben, den Betrag von 3. RM. zuzüglich Portokosten im Januar durch Nachnahme zu erheben.

Anzeige der Firma Julius Wiese.

Die Firma Julius Wiese, echt Meißner Porzellan, Meißen, gibt bekannt, daß der mehrfach im Boten von St. Afra erwähnte Erinnerungsteller der Fürstenschule - Hauptansicht Ostportal mit dem schönen Erker der Pfarre von St. Afra, darunter der Wahlspruch: Sapere aude -, hergestellt aus echtem Meißner Porzellan, jetzt erschienen ist und durch obige Firma, als alleinige Vertriebsstelle, bezogen werden kann. Erfreulicherweise kann dazu mitgeteilt werden, daß der bisherige Preis von 20. RM. nochmals ermäßigt werden konnte und nur noch bei kostenfreier Lieferung über ganz Deutschland nach dem Ausland unter Portoberechnung - 17.- RM. beträgt. (In zweiter Wahl, soweit vorrätig, 12.50 RM.) Der günstige Preis konnte nur zustande kommen, weil die Firma eine Mindestzahl von 100 Stück hat anfertigen lassen. Sie bittet deshalb um Unterstützung in der Abnahme und, soweit sie bisher noch nicht geschehen sind, um freundliche Bestellungen. Allen ehemaligen Afranern und sonstigen Freunden der Schule kann der Teller aufs wärmste empfohlen werden. Er ist in der blauen Unterglasurmalerei ausgeführt, mit echtem Goldrand versehen und stellt eine feinsinnige Erinnerung dar. Ein für jeden alten Afraner wertvolles Geschenk.

Familiennachrichten.

Verlobt: Gerhard Stephan, Afr. 11, Dr. phil., Studienrat an der Oberschule in Grimma, mit Frä. Dorothea Meißner aus Grimma, November 37.

Vermählt: Fritz Herberger, Afr. 19, Studienassessor, Kapellmeister, mit Frä. Christa Maria Haubold, Frankenberg, 9. 10. 37. — Gerhard Schmidt, Afr. 23, Studienreferendar in Berlin, mit Fräulein Lotte Wolpert aus Ellefeld, 29. 7. 37. Heinrich Haberkorn, Afr. 21, Dr. jur., Assessor bei der Wehrkreisverwaltung IV in Dresden, mit Frä. Christa Bassel aus Oppeln D.-S., 30. 11. 37. — Hans Ahlmann, Studienassessor, vordem Studienreferendar an St. Afra, mit Frä. Lotte Weidner aus Meissen, Chemnitz, 30. 10. 37. — Ludwig Wangemann, Afr. 19, Staatsanwalt in Dresden, mit Frä. Herta Schach aus Sermuth, 13. 11. 37. — Hermann Leuschner, Afr. 26, Pfarrvikar, mit Frä. Erika Stalinski, Königsberg/Pr., 27. 11. 37. — Hans Wehlig, Afr. 20, Dipl.-Ing., Friedr. Krupp A.-G., Essen, mit Frä. Maria Schulz aus Essen, 2. 12. 37. — Rudolf Gerlach, Afr. 16, Dr. jur., Assessor in Leipzig, mit Frä. Hilde Unger aus Dresden, 16. 12. 37.

Geboren: Ein Sohn: Otto Wünsche, Afr. 21, Dr. med., Assistent am Hygiene-Institut der Universität Leipzig, 15. 8. 37. — Bernhard Pampel, Afr. 11, Major im Generalstab der Kriegsakademie in Berlin, 29. 10. 37 (drittes Kind). — Friedrich Ohneforge, Afr. 20, Dipl.-Ing., Allenstein/Pr., 19. 8. 37.

Eine Tochter: Hams Gerlach, Afr. 19, Dr. med., Hauptamt für Volksgesundheit bei der Reichsleitung der NSDAP in München, 16. 10. 37.

Gestorben: Oskar Gröschel, Afr. 81, Pfarrer i. R. in Sebnitz, † November 37. — Alfred Mödel, Afr. 83, Pfarrer i. R., Rössen, † 6. 12. 37. — Johannes Penzold, Afr. 23, Dr. med., Städtisches Krankenhaus in Stettin, gestorben an einer Vergiftung, die er sich in Ausübung seines Berufes zugezogen hatte, Dezember 37.

Bestandene Prüfungen: Christoph Ranft, Afr. 28, cand. med., Oktober 37. — Gerhard Knorr, Afr. 24, 2. juristische Staatsprüfung, Nov. 37. — Dieter Schumann, Afr. 25, medizinische Staatsprüfung und Promotion zum Dr. med. an der Universität Köln, Dez. 37; Anschrift ab 15. 1. 38 Städtisches Krankenhaus, Plauen i. V. — Johannes Tamn, Afr. 26, medizinisches Staatsexamen.

Angestellt, befördert, bzw. versetzt: Fritz Bodel, Afr. 25, Volksschullehrer in Aue. — Siegfried Knöfler, Afr. 25, Volksschullehrer in Schneeberg. — Alfred Meier, Afr. 25, Studienreferendar am Gymnasium in Plauen i. V. — Karl Weikert, Afr. 25, Studienreferendar am Realgymnasium in Meissen. — Gerhard Hübler, Afr. 29, Bizewachtmstr. u. Ref.-Offiziersamwärter, Art.-Rgt. 50 in Grimma. Joachim Bassel, Afr. 27, Militärärztliche Akademie in Berlin, ebenso Gerhard Heilmann, Afr. 28, und Gerhard Gruner, Afr. 30. — Heinrich Winkler, Afr. 21, Oberförster in Bärenfels, Ergg. — Max Vent, Afr. 09, Geschäftsführer der Vereinigten Harthauer Kammgarntspinnerei Vent u. Co. — Friedrich Richter, Afr. 19, Dr. med., Frankenberg i. Sa. — Willi Nüske, Afr. 28, Obertruppführer 7. 314, Hoopstedt, Grafenschaft Bentheim. — Helmut Geigenmüller, Afr. 29, Bizefeldwebel, 1. Panzer-Abt. 30 in Lübeck. — Fritz Dehlschlägel, Afr. 21, Studienassessor an der Nordischen Mädchenschule in Dresden. — Gerhard Ranft, Afr. 19, Staatsanwalt in Freiberg, 1. 10. 37. Emil Bornemann, Afr. 95, Hauptmann a. D., Arbeitsführer, Laboe i. Holstein. Dietrich Freiherr v. Trübschler, Afr. 99, Major, München. — Rudolf Dinter, Afr. 08, Oberstleutnant, Nienburg a. d. Weser. — Fritz Michael, Afr. 94, Landgerichtsdirektor in Bauen, 1. 11. 37. — Friedrich Kühn, Afr. 16, Dr. jur., Landgerichtsrat, abgeordnet als Dozent des Arbeitsrechts an die Universität Berlin, 1. 11. 37. — Hans Richter, Afr. 24, Revisor beim Gemeindeprüfungsamt der Amtshauptmannschaft Pirna. — Reinhard Neuberg, Afr. 27, Buchhändler in Dresden. — Kurt Jant, Afr. 13, Dr. med., Dresden. — Johannes Dettrich, Afr. 24, Lehrer in Schoppach bei Döbeln, Nov. 37. — Walter Badmann, Afr. 25, Pastor in Chemnitz-Gablenz, Nov. 37. — Heinz Feige, Afr. 24, cand. theo., Predigerseminar Lützenburg b. Zittau. — Joachim Adolph, Afr. 15, Dipl.-Landwirt, Direktor der Landwirtschaftsbank in Wilsdruff. — Friedrich Kirchhübel, Afr. 23, Dr. jur., Reichsbahnrat in Dresden. — Friedrich Kruspe, Afr. 18, Pfarrer, Leipzig-Schleußig. — Kurt Beher-Maune, Afr. 98, Landgerichtsdirektor in Chemnitz, 1. 12. 37. — Johannes Hünigen, Afr. 09, Dr. jur., Amtsgerichtsdirektor in Mittweida, 1. 12. 37. — Fritz Schulze, Afr. 15, Pfarrvikar in Dresden-Vl.

Änderung des Wohnsitzes: Konrad Ungermann, Afr. 87, Bürgermstr. i. R., ab 1. 10. Bad Weißer Hirsch, Silberweg 1a. — Richard Obenaus, Afr. 76, Dr. med., Friedrichshafen, Bismarckstraße 11.

Berichtigung: Arthur Mödel, Afr. 91, Landgerichtsrat in Zwickau, nicht Landgerichtsdirektor, wie in Heft 2 des Boten irrtümlich angegeben.

Ruhestand: Ewald v. Kirchbach, Afr. 86, Reichsbahnoberrat i. R. in Dresden. — Johannes Röntsch, Afr. 87, Präsident der Landesversicherungsanstalt i. R. in Dresden.

Sonstiges: Artur Schulz, Afr. 82, Bürgermeister i. R., Gröbenzell b. München, feiert am 7. 1. 38 seinen 70. Geburtstag. Er entstammt einer alten Ahranerfamilie; auch sein Sohn war Ahraner. St. Afra gratulatur.

Geschäftliche Mitteilungen.

- Der Bote von St. Afra erscheint dreimal jährlich, und zwar etwa zu Ostern, Michaelis und Weihnachten. Jahresbezug 3 RM., Einzelheft 1 RM. Wegen Nachlieferung von Einzelheften früherer Jahrgänge wende man sich an die Schriftleitung oder an die Verwaltung des Gemeinen Kastens!
- Denjenigen Herren, die regelmäßige Spender der Afrahilfe des Herrn Dr. med. Weber sind, liefern wir den Boten als Zeichen der Dankbarkeit unberechnet.
- Die Eltern unserer Schüler erhalten den Boten unentgeltlich, falls nicht ausdrücklich ein zweites Stück bestellt wird.
- Geldsendungen an den Gemeinen Kasten:
 - Anschrift: Gemeiner Kasten zu St. Afra, Meissen, Fürstenschule.
 - Konten: Stadtbank Meissen Nr. 2840, Postcheckkonto Dresden Nr. 113531.
 - Genaue Angabe der Anschrift, des Aufnahmejahres und des Zwecks der Sendung erbeten.
- Konten des Landeschul- und Prokuratorrentamts: Stadtbank Meissen Nr. 43 — Postcheckamt Dresden Nr. 30083. Konto der Speisewirtschaft der Fürsten- und Landeschule St. Afra: Stadtbank Meissen Nr. 1202. Konto der Direktion: Stadtbank Meissen Nr. 4385.
- Familienanzeigen, Mitteilungen über bestandene Prüfungen, Anzeigen und Berichte über Ahranerezusammenkünfte sind besonders willkommen.
- Anschriften, die fehlerhaft und unvollständig waren, bitten wir zu berichtigen.
- Fernsprecher des Rektors: 3317; des Rentamts: 3436; des Dr. Hansen: 3139.
- Ansichtskarten. Der Gemeine Kasten verkauft eine Serie neuer Ansichtspostkarten (Kreuzgang, Zwinger, Bild von der Schule) zu 50 Rpfr. Es wird gebeten, davon ausgiebigen Gebrauch zu machen.
- Das Ahranische Merkbuch ist zur Jahrtausendfeier in 2. Auflage erschienen und kann von Ahranern zum Selbstkostenpreise von 4 RM. zuzüglich 50 Rpfr. für Porto und Verpackung durch den Gemeinen Kasten bezogen werden.

Die Schriftleitung Studienrat Heise.